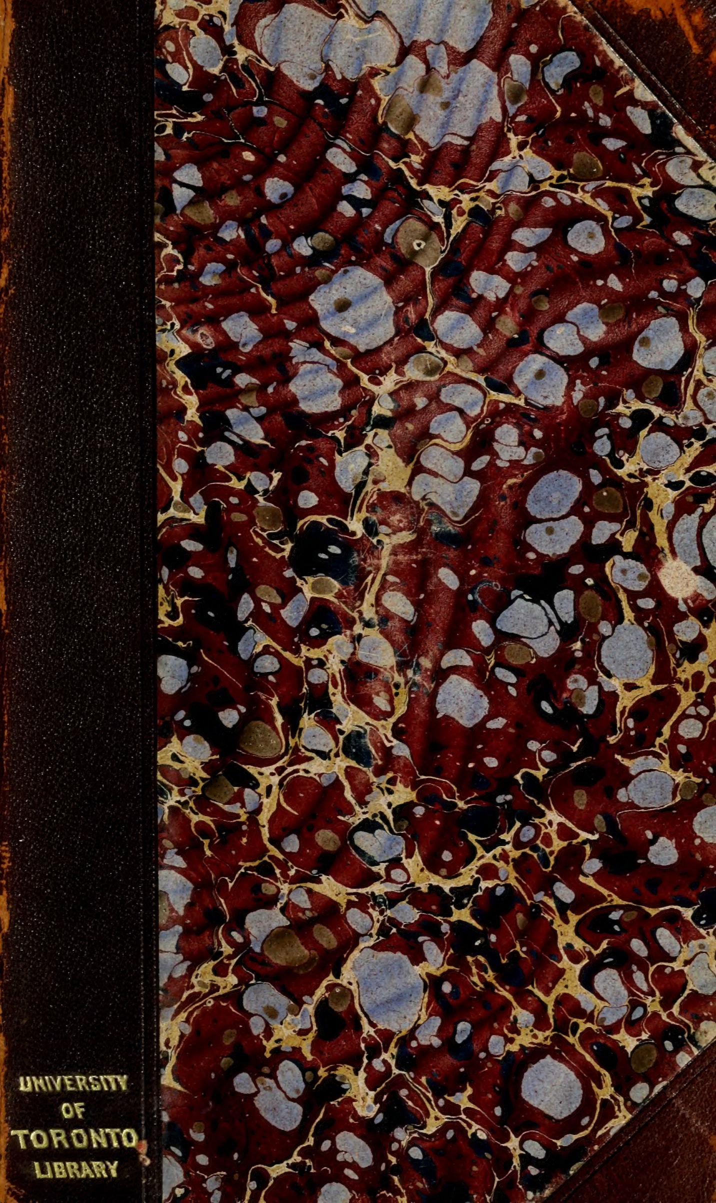
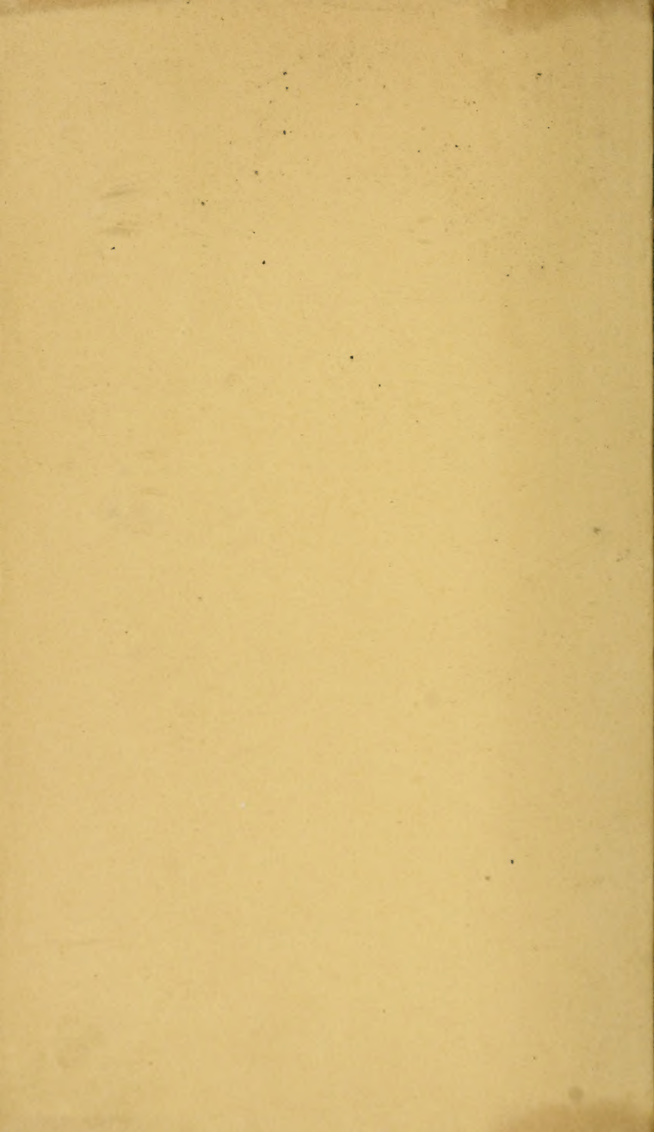
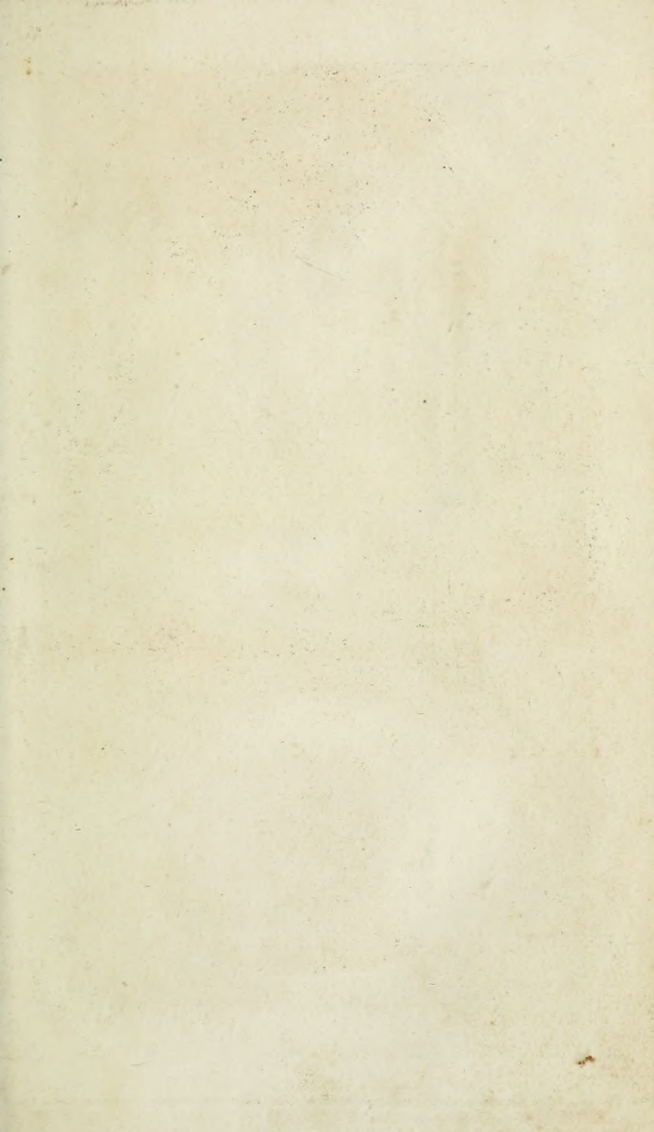
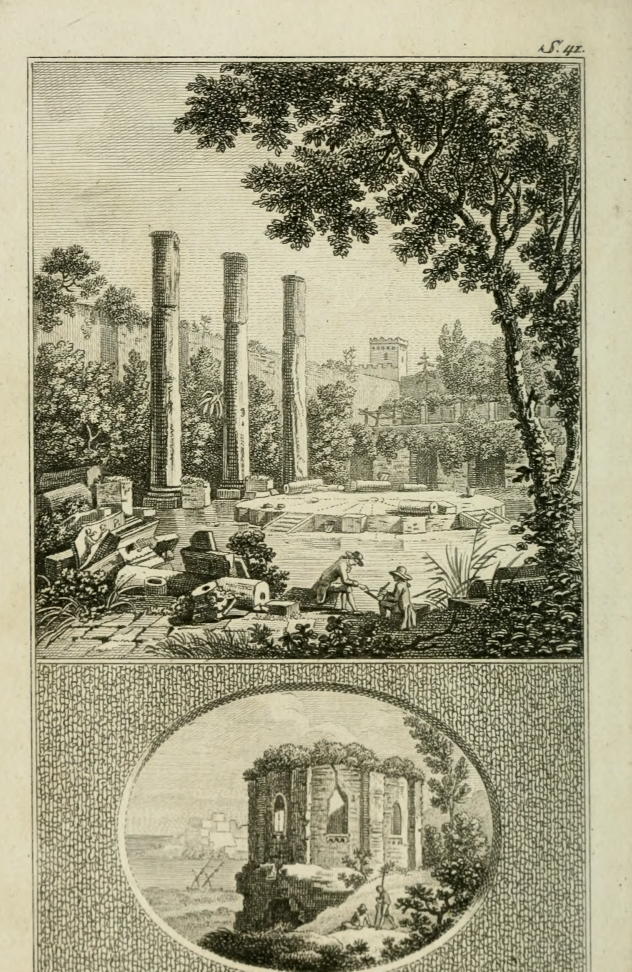

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







S. 41.



Lütke jun: del: D. Berger Sculp 1792

Reisen eines Deutschen in Italien

in den Jahren 1786 bis 1788.

In Briefen

von

Karl Philipp Moritz.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1792.

Rom, den 6. April.

Wir Fremden haben bei dieser reizenden Jahrszeit hier keine Ruhe; kleine Reisen nach Fraskati und Tivoli wollen uns nicht mehr gnügen; die sanfte Frühlingsluft lockt uns nach Neapel.

Unsre Reise sollte erst längst der Küste hin zu Wasser angestellt werden; wir schiften im Geiste schon an den Ufern vorbei, wo Aeneas landete, und Ulysses mit seinen Gefährten den gefährlichen Wohnsitz der mächtigen Circe betrat.

Aber die Beschwerlichkeiten und Gefahren einer solchen Reise, in einem kleinen sehr unbequemen Fahrzeuge, haben uns von diesem Unternehmen abgeschreckt.

Drei von unsrer Gesellschaft, ein Architekt, ein Landschaftsmahler, und ein Bildhauer, sind entschlossen, die Reise nach Neapel zu Fuße zu machen.

Ich bin hiezu noch nicht im Stande, und werde mit Herrn Gm... einem jungen Kupfer-

stecher aus der Schweiz, auf die gewöhnliche Weise, mit einem Vetturin, der uns schon durch seine Kappara gefesselt hat, die Reise nach Neapel machen.

Darüber werde ich nun freilich alle die Feierlichkeiten der heiligen Woche versäumen, und diesmal nicht zugegen seyn, wenn der Pabst von dem Balkon der Peterskirche dem Volke den Seegen ertheilet; ich denke aber diesen Tag hier noch einmal zu erleben, und werde dann gewiß nicht fehlen.

Wir haben noch verschiedene Spaziergänge nach den Villen um Rom gemacht, aber die paradisischen Küsten von Neapel mahlen sich der Einbildungskraft im Wachen und im Traume vor. Wir sehen schon die glühende Spitze des Vesuv, und wandeln unter den Ruinen von Herkulanum und Pompeji.

Velletri, den 8. April.

Unsre erste Tagereise haben wir vollendet, und sind nun in Velletri, dieser alten Hauptstadt der Volsker, angelangt, von der ich Ihnen diesmal wenig zu sagen weiß, weil wir sie erst in der Abenddämmerung zu Gesicht bekommen haben, und in der Morgendämmerung schon wieder verlassen werden

Wir fuhren heute Morgen aus Rom in einem unangenehmen dicken Nebel, der uns die Gegenstände rund umher verdeckte; um desto herrlicher war der Anblick, als wir, drei Meilen von Rom, den albanischen Hügel hinauffuhren, und nun der Nebel sich zerstreute, die Sonne hervorbrach, und Rom, mit seinen Gärten umkränzt, in seinem ganzen ungeheuren Umfange, mit allen seinen Kuppeln und Spitzen, gleichsam wie aus der Nacht emporstieg, und in der einsamen Ebene ausgebreitet vor uns da lag.

Nun sahen wir auch Aricia, welches noch jetzt Lariccia heißt, und wo Horaz übernachtete, als er, vor achtzehnhundert Jahren, einen Theil derselben Reise von Rom aus machte, die wir jetzt in seiner Begleitung machen; denn wir unterlassen

nicht, die fünfte seiner Satyren zu lesen, welche das artigste Tagebuch einer Reise enthält, des je ein Wanderer entworfen hat, und wobei wir, mit innigem Ergötzen, jene Zeiten wieder in unsere Seele zurückrufen, die, durch die Erzählung der kleinen Umstände wieder aufgefrischt, sich gleichsam vergegenwärtigen, wenn man, mit dem Buche in der Hand, sich nun auf demselben Fleck befindet.

Velletri ist eben kein angenehmer Ort; die Straßen sind eng' und schmutzig, wie in den meisten kleinen italiänischen Städten, wo sich aber doch gemeiniglich das Stadthaus durch eine edle Bauart auszeichnet, welches auch hier der Fall ist.

Mein Reisegefährte wurde hier unpäßlich; er fragte nach seinem Koffer, und sprach das b in baula, nach seiner oberdeutschen Mundart, wie p aus. Man verstand ihn nicht, oder wollte ihn nicht verstehen; endlich sagte der Aufwärter zu dem Wirth, indem er auf uns deutete: sono ignoranti! (es sind Unwissende!) Das heißt: sie verstehen die italiänische Sprache nicht!

Terracina, den 9. April.

Heute Mittag sind wir schon hier angelangt, denn wir fuhren noch vor Tage von Velletri aus.

Eine der längsten und schnurgeradesten Landstraßen in Europa ist wohl diejenige, welche sich hinter Velletri, durch die pomptinischen Sümpfe bis nach Terracina erstreckt.

Nichts ist aber auch langweiliger und ermüdender, als diese Straße, wo man immer die Bergecke, auf welcher Terracina liegt, vor sich sieht, und immer den ganzen Horizont überblickt, ohne daß das Auge einige Abwechselung findet.

Die Reihe Berge zur Linken machen zwar keinen unangenehmen Prospekt; dagegen geben die Sümpfe zur Rechten einen desto traurigern Anblick.

Man denkt sich den chaotischen Zustand, wo Meer und Erde sich noch zu Schlamm vermischte; denn nach dem Ufer zu ist das Erdreich größtentheils überschwemmt, und es ragen nur einzelne Streifen davon aus dem Wasser hervor.

Uns überfiel hier, wegen der immerwährenden Einförmigkeit der Gegend, eine fast unwiderstehliche Müdigkeit, und doch mußten wir suchen, der Warnung, die man uns gegeben hatte, zu folge, dem Schlafe zu widerstehen, der bei den giftigen

Ausdünstungen dieser Gegend äußerst gefährlich ist.

Ich las meinem Reisegefährten bei dem langwierigen Anblicke des berüchtigten Zauberberges, (Monte Circello) aus dem zehnten Gesange von Homers Odüssee in der vortreflichen Vossischen Uebersetzung die Erzählung vor, wie Ulyß mit seinen Gefährten an dem Gestade der schöngelockten Circe anlandete; wie er von der Höhe des schroffen Felsen umher sahe, und den Rauch von Circens Wohnung erblickte.

Und wie darauf die Gefährten des Ulysses im Thal des Gebirges die Wohnung der Circe finden:

> Von gehauenen Steinen, in weitumschauender Gegend, —

wo die Bergwölfe und mähnichten Löwen, durch die verderblichen Säfte der mächtigen Circe bezaubert, umherwandeln, die nicht wild auf die Männer springen, sondern schmeichelnd mit langen wedelnden Schwänzen an ihnen emporsteigen; und wie die Abentheurer nun im Hofe der schöngelockten Circe stehen, und anmuthige Melodien im Hause vernehmen, wo Circe den großen unsterblichen Teppich wirkt. —

So wie wir nun zur Rechten den Berg der Circe immer im Auge behielten, so sahen wir zur Linken die Bergecke von Terracina immer vor uns liegen, wo das alte Anxur stand, das sich den Reisenden, nach Horazens Beschreibung, von seinen weißen Felsen auch schon von ferne zeigte.

Horaz machte damals nur kleine Tagreisen; er hielt das erste Nachtlager nur drei deutsche Meilen von Rom zu Aricia, wo wir gestern vorbeifuhren, und das zweite in Forum Appii, wo wir heute Morgen schon würden vorbei gekommen seyn, wenn noch eine Spur davon vorhanden wäre.

In dieser Gegend las ich meinem kranken Reisegefährten die lustige Erzählung des Horaz in der Wielandschen Uebersetzung vor, wie er durch einen Theil der pomptinischen Sümpfe, auf einem Kanal, vor welchen wir vorbeifuhren, in der Nacht zu Schiffe seine Reise macht; der Schiffer das Zugseil an den nächsten Meilenzeiger bindet, das Maulthier weiden läßt, und sich schnarchend auf den Rücken legt, wo denn die Passagiere zuletzt gegen Tagesanbruch erst bemerken, daß der Kahn nicht weiter geht, und einer von ihnen aufspringt und mit einem Weidenknittel das Maulthier und den Schiffer antreibt.

So wie aber Horaz in Forum Appii, wegen des schlimmen Wassers, seinem Magen den Krieg ankündigen mußte, so durften wir auch, in einem Gasthofe in eben dieser Gegend, es nicht wagen, mit einem Trunk Wasser unsern Durst zu löschen, weil der Wirth, welcher todtenbleich aussahe, uns selber davor warnte.

Forum Appii selbst muß damals eben kein ansehnlicher Ort gewesen seyn; denn Horaz beschreibt es, als

Ein Nest, mit Schiffertros und Beutelschneidern
Von Wirthen vollgepfropft —

Der Quell Feronia, bei welchem damals die Reisenden den andern Vormittag anlangten, und Haupt und Hände wuschen, ist jetzt versiegt; seine Stelle aber kann man ohngefähr noch wissen, weil es von da bis nach Anxur noch drei römische Meilen waren.

Der jetztregierende Pabst hat die alte appische Straße durch die Pomptinischen Sümpfe wieder herstellen lassen. Hin und wieder an den Seiten entdeckt man noch Ueberbleibsel von der alten Via, welche, so wie alle römische Landstraßen, mit großen vieleckigten ineinandergefugten Basaltsteinen gepflastert war.

Fondi, den 9. April.

Die Sonne röthete noch die Spitzen der umliegenden Berge, als wir heute Abend in diesem reizenden Thale anlangten.

Diese stillen Gründe, dies rundum von Bergen eingeschloßne Thal, dieser Orangenwald, und dieser duftende Myrthenhain, locken den entzückten Wanderer in ihre Schatten, der hier, von der übrigen Welt gesondert, in süßer Einsamkeit seine Tage verleben möchte.

Ein so reizendes Thal, als das, worin Fondi liegt, habe ich noch nie gesehen. Diese Gegend bezaubert meine Sinne, weil sie alles übertrift, was meine Einbildungskraft sich noch bisher gedacht hat.

Was ich von Mirthenhainen und duftenden Wäldern früh in Dichtern las, und was der bloße Klang der Worte in schwachen Schattenbildern mir vor die Seele mahlte, das alles erhielt nun hier erst Wahrheit und Wirklichkeit, und dieser Anblick gewährt mir einen neuen Aufschluß in die Dichterwelt.

Die Stadt an sich selber aber ist gewiß keine Zierde dieser paradisischen Gegend. Man athmet freier, sobald man aus ihren Thoren tritt; ich

habe daher auch heute Abend, sobald wir im Gasthofe abgestiegen waren, noch einen Spatziergang um die Stadt gemacht.

Mir begegnete im Thore ein ansehnlicher Mann, welcher, nach dem Respekt, den ihm das Volk erwieß, zu schließen, eine Magistratsperson dieses Orts war, wobei mir der Prätor einfiel, den Horaz beschreibt, der mit dem Purpurstreifen, als dem Zeichen der obrigkeitlichen Würde, prahlte, und ein Rauchfaß vor sich hertragen ließ.

Welch ein ungeheurer Zwischenraum von Veränderungen in den Weltbegebenheiten, in so fern sie diese kleine Stadt betreffen, zwischen dem damaligen Prätor, den Horaz beschreibt, und diesem, der mir jetzt im Thore begegnete.

Mäcenas reiste damals durch Fundi, nach Brundusium, die Herrn der Welt, Antonius und Augustus zu versöhnen; nun herrscht in Rom der Papst, über Neapel, wozu nun auch Fundi gehört, ein Sohn des Königs von Spanien. Jene Herrlichkeit ist vereinzelt und zerstückt, und nur das Andenken von jenen großen Zeiten schwebt uns noch, wie ein erhabnes Traumbild, vor.

Was diesem Orte und dieser Gegend noch einen vorzüglichen Reiz giebt, ist die Tracht des hiesigen

Frauenzimmers, welche ganz im griechischen Kostüm gekleidet sind.

Ihr Gewand ist unter der Brust gegürtet, und läßt den ganzen Wuchs des Körpers durchschimmern; ihr Haar ist mit Blumen durchflochten. Das Gewand ist gemeiniglich von rother Farbe, dies mag nun aber noch so grob und armselig seyn, so macht es bei Alten und Jungen, und auch bei denen die barfuß gehen, immer einen schönen Anblick.

Weil es keine förmliche Kleidung, sondern gleichsam nur nachlässig umgeworfen scheinet, so sieht man nicht sowohl auf die Güte und Schönheit des Gewandes, als vielmehr auf die Gestalt, welche es verdeckt.

Bei dem Anblick dieser reizenden Tracht, der Rosenbüsche und Myrthenwälder, von denen man umgeben ist, glaubt man sich wirklich unter griechischen Himmel versetzt. —

Mola, den 10. April.

Von Fondi kamen wir heute Morgen durch Itri, ein kleines unansehnliches Städtchen, das aber auf einem Hügel eine romantische Lage hat.

Von Itri bis Mola wird die Gegend immer mannichfaltiger und reizender. Immer üppiger und in der seltensten Mischung drängen sich die edelsten Gewächse aus diesem Boden hervor, und geben einen Anblick von Fülle und Reichthum, der über alle Beschreibung geht.

Unter Rosengebüschen erhebt sich der Oehlbaum und der Weinstock, und die gelbe Pomeranze schimmert aus dem dunklen Grün hervor. Mit balsamischen Gerüchen ist die ganze Luft erfüllt.

Auf einem Berge bei Mola wuchs der Cäkuber Wein, welchen Horaz besang, und der noch jetzt diesen Namen führt; dies waren also

Formiani colles,

die Formianischen Hügel, welche mir ehemals nur in Bildern der Dichtkunst vorschwebten, und die nun wirklich vor meinen Augen da liegen.

An der sanften Meeresbucht erstreckt sich Mola in die Länge; aus den Fenstern unsers Gasthofs blicken wir auf die stille Meeresfläche, auf welcher

sich in der Nähe und in der Ferne kleine Kähne wiegen.

Wir nutzen die Zeit, die wir hier verweilen, um eine kleine Fahrt nach den Ruinen von der Villa des Cicero anzustellen, da Gaeta uns zu weit entfernt ist.

Unsre Schiffer sind ein paar reinlichgekleidete, wohlaufgeräumte junge Männer.

Sie fahren uns rechter Hand längst dem Ufer hin, und zeigen uns die Rudera von der Piscina oder dem Fischteiche im Meere, der zu der anliegenden Villa gehörte.

Nun lassen sie uns ans Land steigen, und führen uns unter der Erde in die sogenannten Kammern oder Grotten des Cicero, welche noch von seinem prächtigen formianischen Landsitze übrig sind, und Grotten heißen, weil man zu ihnen unter die Erde herabsteigt; denn über diesen unterirdischen Kammern blühet ein schöner Garten, in welchem unsre Führer uns Rosen pflückten.

Nun befuhren wir wieder die Bucht. — Gegen Neapel zu stiegen die Inseln Ischia und Procida aus dem Meer empor; auf der andern Seite erstreckte sich das Vorgebürge, worauf Gaeta liegt, vom Lande ins Meer.

Von der Anhöhe von Gaeta, ragt das Grabmal eines alten Römers, des Munatius Plankus, weit in die Ferne, dies Grabmal heißt nun der Rolandsthurm; so seltsam ändern sich die Namen. Nur das Andenken der Amme des Aeneas ist nicht vertilgt worden. Eben das Vorgebürge, welches nach ihr Cajeta hieß, heißt noch jetzt Gaeta.

So wie der Kahn uns wiegte, las ich meinem halbkranken Gefährten, aus dem Vossischen Homer, die schöne Beschreibung von diesem Hafen vor:

Jetzo erreichten wir den treflichen Hafen — —
— — niemals erhob sich eine Welle darinnen,
Weder groß noch klein: rings herrschet spiegelnde
Stille —

Und wie wir nun, gleich den Gefährten des Ulysses, ans Land stiegen, so kamen wir auch an die Quelle Artacia, welcher die Alterthumskenner noch itzt diesen Namen geben, wo die Tochter des Königs der großen Lästrygonen, die damals diesen Ort bewohnten, Wasser schöpfte; vor uns lag das Gebürge, von welchem die hochbeladnen Wagen zur Stadt fuhren. Alles dies erschien uns nun in einem schönen poetischen Lichte, durch die folgende Beschreibung des Homer:

Die Gefährten des Ulysses
— — stiegen ans Land, und gingen die Straße, worauf man
Hochbeladne Wagen vom hohen Gebürge zur Stadt fährt.
Ihnen begegnete dicht vor der Stadt ein Mädchen, das Wasser
Schöpfte — —
Diese stieg zu der Nymphe Artacia sprudelnder Quelle
Nieder, denn daraus schöpften die Lästrygonen ihr Wasser. —

Der Fluß Liris.

Nun sehe ich auch den Liris, den ich mir oft gedacht habe, wie er, mit leisen Wellen den festen Boden nagend, durch die fruchtbaren Ebnen rollt, deren glücklichgepriesene Besitzer der genügsame Dichter in Tibur unbeneidet läßt.

Auf dem Wege nach Neapel wird man über den Liris', welcher jetzt Garigliano heißt, auf einer Fähre übergesetzt. Es ist erstaunlich, wie öde und einsam diese paradisische Gegend ist, die, ihrer Fruchtbarkeit nach, mit Dörfern und Landhäusern ganz übersäet seyn müßte; jetzt sieht man, unabsehbare Strecken lang, auf den fruchtbarsten Wiesen nicht einmal Heerden weiden.

St. Agathe.

Dies ist ein einzelner Gasthof, wo wir bei guter Zeit einkehrten. Zur Linken den Berg hinauf liegt Sezza, welches das ehemalige Suessa oder Sinuessa der Volsker ist.

Ich ging gegen Abend noch nach der Stadt hinauf; den Leuten, die mir begegneten, schien dies etwas Ungewohntes zu seyn. Ein Trupp von Männern und Weibern redeten mich an, und fragten lachend, wo der Herr Fremde (signor forestiere) noch so spät hinwolle?

Die Stadt lag sehr reizend auf dem Hügel, und gleich vorn war eine Kirche und Kloster, wo feine und wohlgekleidete Mönche mit jungen Damen sich unterhielten, indem sie unter schattigten Bäumen der kühlen Abendluft genossen.

Auf einer Anhöhe wurde ein Grund zu einem großen Gebäude gelegt; die Aussicht von der Stadt über das Thal, auf die umliegenden Berge, war mahlerisch und schön.

Den 11. April.

Nun geht unsre Fahrt nach Kapua; immer fruchtbarer und üppiger wird der Boden — hier lauschte die Gefahr, die dem Hannibal und seinem tapfren Kriegesheere Verderben und Schande drohte, welche in dem Andenken der Nachwelt nicht wieder ausgelöscht ist.

Hier wuchs auch der gepriesene Falernerwein, der zugleich mit seinem Namen auf die Nachwelt fortgepflanzt ist, und auch itzt, mit seinem alten Ruhm, noch seinen Werth behauptet.

Kapua.

Die sonderbare goldbesponnene Kuppel des Doms giebt diesem kleinen Orte in der Ferne ein auffallendes Ansehen. — Hier in Kapua seh' ich nun die erste neapolitanische Wachtparade aufziehn — ich sehe Gräben und Zugbrücken — die kleine Stadt hat doch ein kriegerisches Ansehn — sie erinnert gleichsam in einem chinesischen Schattenbilde an ihre große Vorgängerin, die um die Herrschaft der Welt mit Rom und Karthago buhlte.

Aversa.

Dies ist das alte Atella, durch den Witz seiner ehemaligen Bewohner berühmt. Wenn daher die jetzigen Einwohner nur ein wenig witzig sind, so erinnert man sich doch ohnfehlbar dabei an die atellanischen Späße.

Die Einfahrt in Neapel.

Ein Wald von hohen Bäumen, deren Wipfel mit Weinguirlanden sich vermählen, beschattet die Einfahrt von Aversa nach Neapel, welches sich hier so lange dem Blick entzieht, bis man sich in dem Gewühl seiner Straßen findet.

Wir fahren nach dem Hause der Madame Bontout, nicht weit vom Hafen, wo wir logieren wollen. Zwei halbnackende Lazzaroni verfolgen unsern Wagen durch die ganze Stadt, und zanken sich dabei fürchterlich, weil ein jeder von beiden sich zuerst will zu unsern Diensten erboten haben, die darin bestehen, unsern Koffer im Wirthshause abzuladen.

Da wir ankommen, steigt die Wuth der Zankenden aufs Höchste; sie drohen sich mit Messerstichen; unser Vetturin mischt sich unter die Streitenden; die Madam Bontout kömmt auch dazu;

wir geben den beiden Lazzaronis etwas, um dem Kriege ein Ende zu machen.

Ein neapolitanischer Arzt.

Nun sind wir in einem ansehnlichen Hotel; die Dame vom Hause ist sehr artig und spricht französisch; mein Reisegefährte aber wird zusehends kränker; wir schicken zu einem Arzt. —

Er kommt, erkundigt sich, und unterhält uns, eine halbe Stunde lang, mit einer sehr gelehrten Auseinanderstellung aller Symptomen, die sich bei dem Patienten geäußert hatten, wobei sehr viel Griechisch und Latein, und eine erstaunliche Menge Arzneiwissenschaft ausgekramt wird.

Der Herr Arzt würdigt mich auch anzureden, und frägt, wie sich Berlin ohngefähr zu Neapel verhalte? da ich erwiedre, es sey im Umfange größer, wendet sich der Charlatan hönisch um, gleichsam, als ob er das Lachen verbergen will, sieht den Lohnbedienten an, und zuckt mitleidig über mich die Achseln.

Er ließ es hierbei noch nicht bewenden, sondern erzählte, zu meiner Beschämung, die folgende Anekdote: wie man einst einem Spanier versichert habe, daß es in Neapel mehrere Pfund schwere

Trauben gebe, und dieser darauf erwiderte, in Madrit müßten zwei Ochsen an einer Traube ziehen.

Das war nun eine Anspielung auf mich, weil ich behauptet hatte, Berlin sey von größerm Umfange, als Neapel.

Lazzaroni.

Hier vor dem Hause der Madam Bontous muß auch wohl eine Art von Sammelplatz der Lazzaroni seyn, denn ich sehe sie den ganzen Tag aus meinem Fenster, Greise, Männer und Knaben, halbnackt, mit wenigen Lumpen bedeckt, sich hier im warmen Schein der Sonne lagern.

Diese Philosophen scheinen so wenig das Bedürfniß von Zeitvertreib zu fühlen, daß sie sich auch nicht einmal zu irgend einem Spiel anstrengen, sondern halbe Tage lang mit untergeschlagenen Armen sitzen, stehen, oder liegen.

Auch das Gefühl der Armuth und Blöße scheint ihnen nicht drückend zu seyn; sie jammern nicht, sie klagen nicht, sondern scherzen und lachen untereinander; und aus ihren Mienen und Aeußerungen kann man nicht anders schliessen, als daß ihnen wohl seyn muß.

Gewiß giebt es unter diesen mehr als einen Diogenes, der den großen Alexander um nichts weiter bitten würde, als zwischen ihm und der alleserquickenden Sonne keine Scheidewand zu machen.

Aber die Weiber der Lazzaroni habe ich doch auf diesem Sammelplatz noch nicht gesehen. — Die Lazzaroni machen auch nicht sowohl eine eigene Nation, als vielmehr eine Art von philosophischer Sekte aus, die noch einen Schritt weiter gehen, als die alten Cyniker, indem sie, außer der Mühe des Handelns, auch noch die unseelige Mühe des Denkens vermeiden.

Der Molo.

Ein Spaziergang auf dem Molo von Neapel, am Abend, wenn der frische Seewind die Luft abkühlt, hat in der Welt wohl seines Gleichen nicht.

Vor sich sieht man die stille Bucht, und die sanften Ufer sich aus dem Meer erheben, diese ruhige Aussicht macht mit dem Geräusch und Gewühl des Hafens, wo alles wieder Leben und Thätigkeit ist, den angenehmsten Kontrast.

Zur Linken erhebt sich der Vesuv, und so wie die Dämmerung sich niedersenkt, fängt seine Spitze

an zu leuchten, und die schwarze Dampfsäule wird allmälig, so wie der Glanz des Tages erlischt, zur Flamme.

Dieser Anblick muß immer neu und prächtig seyn, und gegen dies herrliche Schauspiel kann man gewiß nie aus Gewohnheit gleichgültig werden.

Mit ein paar Schritten aus unserer Wohnung bin ich am Hafen. Ich habe hier schon einige Bekannte aus Rom getroffen, und finde, daß dieser Ort ein zufälliger Versammlungsplatz ist, wo man sich mit Bekannten, die man sonst nicht sieht, zusammenfindet.

Den 13. April.

Sich hier auf dem Meerbusen in einem Kahne fahren zu lassen, um die Aussicht vom Meere auf Neapel, die wohl eine der prächtigsten in der Welt ist, zu genießen, ist ein Vergnügen, das man so oft man will, äußerst wohlfeil haben kann.

Ein junger wohlgekleideter Schifferbursche, der mich fuhr, fragte mich, ob ich französisch spräche; ich antwortete nein; er aber spreche französisch, versetzte er darauf, denn er habe schon eine Fahrt mit nach Marsaille gemacht.

Heute Abend fuhr ich mit zwei andern Schiffern in einem Kahne etwas weit vom Lande. —

Sie waren tief in die See hineingerudert, ohne daß ich es bemerkt hatte. Schon begann die Abenddämmerung; und auf einmal fiel mir der Gedanke ein, daß ich doch nun gänzlich in der Gewalt dieser Menschen sey, ich hieß sie zurückfahren, welches sie sehr langsam thaten; da ließ ich mich mit ihnen ins Gespräch ein; der eine erzählte mir, daß er vor drei Wochen geheirathet habe, und seitdem ein ganz andrer und ordentlicherer Mensch, wie vormals sey; durch diese Erzählung

wurden wir bald vertraut, und mein panisches Schrecken war verschwunden.

Gefrornes.

Das Gefrorne wird hier nicht, wie zu Rom in Gläsern, sondern in kleinen silbernen Bechern gereicht. — Der Genuß des Gefrornen ist hier wirklich mit der angenehmste Lebensgenuß; so wie der Nordländer sich durch hitzige Getränke gegenden Frost bewafnet, so ist hier das kühlende Labsal gegen die brennende Hitze ein Bedürfniß, dessen Genuß, eben wegen seiner Nothwendigkeit, zugleich mit der größten Annehmlichkeit verknüpft ist.

So kann man auch hier immer den ganzen Werth von einem kühlenden Trunk Wasser empfinden, der, durch Kunst bereitet, in den heißen Tagen, für eine geringe Kleinigkeit an Gelde, auch dem ärmsten Volke feil geboten wird, das sich den höhern Genuß des Gefrornen versagen muß.

Mit diesen kühlenden Erfrischungen ist noch der große Vortheil verbunden, daß sie nichts zerstörendes für die Gesundheit haben, welches bei den hitzigen Getränken, die in den nördlichen Ländern dem Volke zum Bedürfniß geworden sind, eine fast unausbleibliche Folge ist.

Den 15. April.

Hackert.

Die Landschaftsmahlerei, welche unter diesem schönen Himmelsstrich ihre eigentliche Heimath findet, erscheint auch hier in ihrem höchsten äußern und innern Glanze; sie wohnt in einem Königlichen Pallaste, und wird mit Königlicher Milde gepflegt, und von des Monarchen Huld geschützt.

Das heißt, der Königliche Landschaftsmahler Hackert, aus unserm Prenzlau in der Uckermark gebürtig, genießt hier eine so ansehnliche Besoldung, wie sie das nordische Klima für die Künste noch nirgends abwirft, und bewohnet wirklich den Königlichen Pallast Franka Villa, der unter allen Gebäuden in Neapel fast die reizendste Lage hat, und wegen der herrlichen Aussicht, die er gewährt, nun gerade seine Bestimmung erhalten zu haben scheint, indem der erste Landschaftsmahler ihn bewohnt. —

Der König besucht hier oft den Künstler, und unterhält sich Stundenlang mit ihm; und wer freuet sich nicht, wenn auf irgend einem Fleck der Erde das Künstlerverdienst geschätzt, und in seiner ganzen Größe anerkannt und aufgemuntert wird.

Diese glänzenden Glücksumstände haben demohngeachtet unsern berühmten Landsmann sein Vaterland nicht vergessen machen, auf das er dennoch stolz ist, ob es gleich für die Kunst noch keine so ergiebigen Quellen hat. —

Noch kürzlich erfuhr Herr Hackert, auf einer kleinen Reise in Sicilien, wie geehrt der Name Preußens und des großen Friedrichs, auch in diesen entfernten Gegenden sey.

Er machte die Reise in Gesellschaft einiger Engländer, und sie hielten vor Mittage in einem kleinen Sicilianischen Städtchen an, um Erfrischung zu sich zu nehmen, als auf einmal in dem Orte sich das Gerücht verbreitete, es sey ein Unterthan von Preußens König hier angekommen.

Und da nun die Reisegesellschaft schon wieder aufbrechen wollte, ließ sich, zu ihrem Erstaunen, eine förmliche Deputation von dem Magistrat des Städtchens anmelden, welche, um ihre Ehrfurcht für den großen König an den Tag zu legen, dessen Unterthan gern mit einigen Körben Wein und Früchten beschenken wollte, die sie ihn, als einen kleinen Zoll ihrer Ehrfurcht, anzunehmen dringend baten. Einen solchen Glanz verbreitete also Friedrichs Name hier über seinen ehemaligen Unterthan.

Den 16. April.

Pausilypo.

Schöner kann kein Name erfunden seyn, als der von Pausilypo, dem Orte, wo Sorg' und Schmerz aufhört: das französische Sanssouci scheint diesem schönen griechischen Namen nachgebildet zu seyn.

Der Hügel von Pausilypo, welcher sich auf der westlichen Seite von Neapel, längst dem Meere hin erstreckt, ist vielleicht eine der reizendsten Anhöhen, die diesen Erdkreis schmücken; ein italiänischer Dichter nennt daher auch in dem Uebermaaß seiner Begeisterung diese Gegend, ein Stück vom Himmel, das zur Erde fiel. —

Die Grotte von Pausilypo.

Unter diesem paradisischen Hügel wandelt man tausend Schritte lang in einer majestätischen Grotte, die theils ein Werk der Natur, und theils, wie manche Spuren zeigen, ein Werk von Menschen Händen ist.

Dieser Durchgang erstreckt sich, in ungeheurer Höhe, durch die ganze Felsenmasse, und ist von solcher Breite, daß die Wagen, welche sich begegnen, bequem einander ausweichen können.

Bei der Einfahrt in die Grotte, zündet man wegen der Dunkelheit immer Fackeln an.

Es macht einen sonderbaren Eindruck, so oft man aus der lachenden Gegend, auf einmal eine so weite Strecke durch dieses mitternächtliche Dunkel kömmt, wo das dumpfe Geschrei der Fuhrleute widertönt, die sich schon von weitem zurufen, nach welcher Seite sie ausweichen wollen. Das Paradieß hier oben hat gleich seinen Abgrund unter sich.

Virgils Grabmal.

In dieser Gegend, an einem Berge, zeigt man auch das Grabmal des Dichters, der Hirten Fluren und Helden sang, den Mantua erzeugte, und dessen Asche Parthenope aufbewahrt.

Die Fabel ist schön, daß die Lorbeern, welche, nach der überlieferten Volkssage, dieses Grab bezeichnen, von selbst erwachsen und unvertilgbar sind. — Mögen die Alterthumsforscher streiten, ob auf diesem Platze Virgils Grabmal wirklich gewesen sey, oder nicht; man sieht doch, daß die Nachwelt gern das Andenken des Dichters verehren will, und darum seinem Grabhügel irgend einen Fleck anweist, wo sie den Zoll ihrer Ehrfurcht darbringen kann.

Den 18. April.

Heute habe ich meine erste Ausfahrt nach Pozzuoli gemacht. — Die Erinnerungen aus der heiligen Geschichte machen einen sonderbaren Kontrast mit dem Profanen, wenn man in diese Gegenden kömmt, und sich nun seiner Kindheit erinnert, wie man in der Apostelgeschichte vom heiligen Paulus las, der von seiner Reise erzählt.

„Kap. 28, v. 13—15. und nach einem Tage, „da der Südwind sich erhob, kamen wir des an„dern Tages gen Puteolen."

„Da fanden wir Brüder, und wurden von „ihnen gebeten, daß wir sieben Tage blieben. Und „also kamen wir gen Rom."

„Und von dannen, da die Brüder von uns „hörten, gingen sie uns entgegen, bis gen Appi„fer und Tretabern."

Das waren also Forum Appii, und Tres Tabernä. —

Der Markt von Pozzuoli hat noch ein antikes Ansehn, durch die Statüe eines römischen Senators mit der Toga, welche hier auf dem öffentlichen Platze errichtet ist, gleichsam, als wenn sie noch zu der jetzigen Stadt gehörte.

Auch ist der Dom ein Monument des Alterthums; denn es ist ein Tempel, der ehemals, wie die Inschrift sagt, dem August gewidmet war. Nunmehro hat der heilige Januarius, nebst noch einem Märtyrer, Namens Prokulus, davon Besitz genommen.

Von dem ehemaligen Glanze dieser Stadt, dient das Amphitheater zum Beweise, welches dem Vespasianischen in Rom an Größe nicht viel nachgiebt; in der Arena oder dem Kampfplatze sind Gärten angelegt, und rund umher sieht man noch die Behältnisse der wilden Thiere.

Nicht weit von hier ist eine Anzahl unterirdischer ehmaliger Wasserbehältnisse, welche das Volk das Labyrinth des Dädalus nennt — in verschiedne alte Grabmäler steigt man mit Leitern hinab.

An dem Meerbusen zeigt man noch die Ueberbleibsel von einer Villa des Cicero, welcher er den Namen Akademia gab, und wo er seine sogenannten akademischen Fragen oder Untersuchungen schrieb.

In dieser Villa des Cicero wurde, kurz nach dessen Tode, eine augenstärkende Quelle entdeckt, von welchem Umstande ein damaliger Dichter zu dem lächerlichen Epigramm Veranlassung nahm: die

Natur selbst habe, um die anhaltende Lektüre der Schriften des Cicero zu erleichtern, die Welt mit Augenwasser versehen. —

Die Brücke des Kaligula.

Die größten Thorheiten der Sterblichen werden doch auch verewigt — denn hier, in dem Meerbusen von Pozzuoli, war es, wo Kaligula eine Schiffbrücke über das Meer schlagen ließ, die mit Ankern in der Tiefe befestigt, oben mit Erde bedeckt, und wie eine Heerstraße gepflastert war.

Auf dieser Brücke zog Kaligula triumphirend einher, sich einem Kinde gleich ergötzend, daß er gewaltig genug war, eine gepflasterte Straße über das Meer zu bauen.

Allein die Macht des Elements zerstörte bald das kindische Werk; und was man itzt davon zeigt, sind keine Ueberbleibsel, sondern die Ueberreste von einem Molo, der den Hafen von Puteoli bildete, und an welchem die Schiffbrücke des Kaligula nur befestigt wurde.

Der Kaiser Antoninus ließ diesen verfallenen Molo wieder herstellen, wie eine alte Inschrift

sagt, welche man in der See bei den Pfeilern gefunden hat.

Der Averner See.

Diese Gegenden waren es also, wo die Ideen aus der Fabelwelt, von dem Eingange in das Reich des Pluto, und von dem öden Reich der Schatten sich bildeten, oder von fremden Boden verpflanzt, hier eine neue Heimath fanden.

In der Tiefe, von Hügeln rund umgeben, liegt der See, der ehemals, von dichtem Walde umschattet, in seinem grausenvollen Dunkel, den Blick in die Unterwelt zu eröfnen schien, über welchem, von pestilenzialischen Dünsten verscheucht, kein Vogel in den Lüften schwebte, und wo man, als am Eingange der Schattenwelt, den Seelen der Abgeschiedenen Opfer brachte.

Nun sind schon, seit Augustus Zeiten, die Wälder ausgerottet, die Hügel angebaut und fruchtbar, und die Luft ist rein. Demohngeachtet macht der schmale Weg in der Tiefe um den See, wo man rund umher von hohen Hügeln eingeschlossen, und von der übrigen Welt gleichsam abgesondert ist, bei der Stille und Einsamkeit, die hier herrscht, noch itzt einen melancholischen Eindruck auf das

Gemüth,

Gemüth, wodurch die Erinnerungen aus der Fabelwelt desto lebhafter zurückgerufen werden, und man empfindet ein geheimes Vergnügen, daß man nun selbst den Ort betritt, wovon der Dichter zu seinem schauervollen Bilde, das hier der Seele vorschwebt, die Züge nahm.

Die Höhle der Kumäischen Sibylle, in die man von dem schmalen Ufer tritt, erinnert an den schauervollen Eingang in die Unterwelt, in welchem Aeneas beherzt seiner Führerin dahin folgte, wo an den Schwellen des Orkus die Furien mit Schlangenhaaren auf eisernen Betten schliefen.

Diese Höhle soll aber ein unterirrdischer Gang für die Sibylle, von Kuma bis an den Avernersee, gewesen seyn, der jetzt in der Mitte verschüttet ist, und wodurch sie am Ufer des Avernersees zu dem Tempel des Apollo gelangte, dessen Ruinen, als wir ihn betraten, mit hohen Heuschobern prangten.

Wir gingen eine Strecke in die Höhle hinein, bis wir an ein Kämmerchen mit zwei steinernen Wasserbehältnissen kamen, welches man jetzt die Badstube der Sibylle nennet.

Bei Kuma, wovon man auf dem Berge, wo es liegt, nichts mehr als einige verfallene Mauern sieht, ist ein ähnlicher unterirrdischer Eingang, wie am Avernersee, und man kommt darin zu ähnlichen Kammern, weswegen man es eben für einen ehemaligen Durchgang hält, der jetzt in der Mitte verschüttet ist.

Eine besondere Art, die Zeche zu bezahlen.

Auf unsre Wanderung in die Unterwelt, schmeckte unser Mittagsessen uns sehr gut. —

Da wir aber gegessen hatten, gerieth mein Führer in einen entsetzlichen Streit mit dem Wirthe, so daß ich schon fürchtete, sie würden mit Messern auf einander loßgehen.

Aber auf einmal ist alles vorbei, und mein Führer ist wieder so ruhig und freundlich gegen mich, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Als ich ihm meine Verwunderung hierüber zu erkennen gebe, antwortet er mir mit Lächeln, das sey hier die Gewohnheit nicht anders; wenn die Rechnung gemacht würde, so müsse allemal nothwendig mit dem Wirthe gezankt werden, weil

dieser dieß schon nicht anders wisse, und er einen gewiß übertheuern würde, wenn man ihn in Güte bezahlen wollte.

Ich habe nichts wider diese Gewohnheit, nur wünsche ich denn auch immer einen handfesten Führer bei mir zu haben, der für mich den Gebrauch beobachtet.

Nachmittags.

Wir wandern auf einem schmalen Erdstriche zwischen Meer und Sumpf an dem berühmten Lukrinersee, der für den Gaumen der üppigen Römer die kostbarsten Fische lieferte, weswegen ihn die Dichter verewigt haben.

Dieser See ist zum Theil durch den mit grünen Stauden bewachsenen und mit Feldern bebauten Berg verschüttet, den wir hier vor uns sehen, und der nun über drittehalb hundert Jahre hier hervorragt, nachdem er in einer einzigen Nacht, wie eine neue Schöpfung, sich gebildet hatte, und zum Erstaunen der Menschen aus dem Abgrunde emporgestiegen war, weswegen er nun wohl im eigentlichen Sinne den Nahmen Monte nuovo führt.

Vor uns auf der Anhöhe von Baja sehen wir ein weißes Schloß, welches der einzige bewohnte Ort in dieser Gegend ist, und uns den Fleck bezeichnet, wo die verschwenderische Ueppigkeit des alten Roms, in wollüstigen Gärten und prachtvollen Pallästen, sich auf ihrem höchsten Gipfel zeigte.

Hier war es, wo man, nach dem Ausdruck des strafenden Dichters, ungenügsam mit dem Besitz des Ufers, das widerstrebende Meer aus seinem Gebiete zurückdrängte, und nah am Grabe, des Todes uneingedenk, noch Marmorbrüche zu neuen Pallästen eröfnete.

Hier, wo bei dem Gebrauch der Bäder, und in dem Genuß der reizendsten Gegend, Schwachheit und Kränklichkeit sich zu erhohlen, das Alter seine Jugend zu erneuern suchte, ist itzt von den Ausdünstungen der Sümpfe die Luft verpestet, und selbst in dem hochliegenden Schlosse am Berge ist die Garnison, welche es bewacht, in den heissen Monathen vor epidemischen Krankheiten nicht gesichert.

Doch giebt es auch wieder ein natürliches Mittel, dessen sich die Bewohner dieser Gegend bedienen, um Krankheiten vorzubeugen, und durch den Schweiß die Krankheitsmaterie auszutreiben.

Dies sind die Schwitzbäder in einem Felsen am Meere, welche das Volk die Bäder des Nero (stuffe di Nerone) heißt. Sie sind in dem Felsen ausgehöhlt, und besondere Behältnisse für die Kranken, welche sich dieser Bäder bedienen, angelegt.

Mein Führer ließ mich hier am Fuße des Felsen in den Sand unter dem Meere fassen, welcher brennend heiß war, ohne daß man an dem Wasser einige Wärme spürte. —

Nun ging durch diesen Felsen ein Durchgang nach Baja, wodurch man sich einen großen Umweg ersparte. Einige Leute kamen des Weges, welche uns die Nachricht gaben, daß der Durchgang seit ein paar Tagen verschüttet sey, und man sich nur mit Mühe noch durcharbeiten könne.

Jene gingen voran, und wir krochen ihnen durch den schmalen dunkeln Gang in dem Felsen nach. — Als wir nun an den verschütteten Ausgang kamen, arbeiteten sich unsere Vorgänger über den Schutt hinweg, und wir kletterten ihnen nach. —

Ich glaubte hier nun einen Weg zu finden, aber welch ein Anblick, als ich dicht bei dem Durchgange grade die schroffe Felsenwand ins Meer hinuntersahe, an deren Rande vorher ein schmaler Weg ging, der nun durch das eingestürzte Erdreich, welches noch immer ins Meer hinunterrieselte, ganz verschüttet war, so daß man keine Spur mehr davon sahe.

Ich und mein Führer kehrten sogleich wieder um; unsere Vorgänger aber ließen sich nicht irren, sondern wagten es, auf der abschüßigen lockern Erde, dicht an dem Rande der Felsenwand, die ins Meer hinabstieg, und wo ein einziger ausgleitender Tritt sie unvermeidlich in den Abgrund stürzte, hinzugehen, um sich einen kleinen Umweg zu ihrem Ziele zu ersparen, da mir schon vor dem bloßen Anblick dieses jähen Absturzes schwindelte.

Eine gewisse Dumpfheit des Sinnes scheint den Anblick der Gefahr bei diesen Leuten zu verdecken; wenigstens sagte ich dies meiner Zaghaftigkeit zum Troste, weil ich um keinen Preis in der Welt ihnen nachgefolgt seyn würde.

Den 20. April.

Unsre drei Wandrer aus Rom, die Herren Lüdke *), Arends **), und Scheffhauer ***), sind nun angekommen; ich werde in der Straße Toledo mit ihnen zusammenziehen, und unsere Wanderungen um Neapel werden morgen ihren Anfang nehmen.

Die erste Wallfahrt machen wir nach dem Tempel des Jupiter Serapis in Pozzuoli, nach der Solfatara, und den übrigen merkwürdigen Plätzen dieser Gegend, die ich nun zum zweitenmal wieder sehe.

Dann werden wir die andere Seite von Neapel bereisen; nach der Insel Kapri steuren, das Vorgebirge der Minerva und Surrent besuchen, und auf dem Rückwege die Ruinen von Pompeji sehen.

*) Jetzt Professor und Mitglied des Senats der Königl. Akademie der bildenden Künste zu Berlin.

**) Jetzt Architekt in Hamburg, und Herzogl. Sachs. Weimarischer Baurath.

***) Jetzt Professor und Hofbildhauer in Stuttgard.

Den 21. April.

Der Tempel des Jupiter Serapis.

Dieser Tempel war in Schutt und Staub versunken; im Jahr 1750 brachte man seine Ueberreste wieder ans Licht hervor. —

Drei Säulen erheben noch ihr Haupt, und einige Säulenschäfte liegen am Boden darnieder, der aus weißen marmornen Quaderstücken besteht, und noch ein neues glänzendes Ansehen hat.

In der Mitte dieses Marmorbodens steigt man noch auf die Stufen zum Altar, wo man die bronzenen Ringe sieht, an welchen die Opferthiere festgebunden wurden.

Rings umher liegen verfallene Kammern, und auf der einen Seite ist ein Badezimmer mit einer Reihe von steinernen Sitzen.

Wir konnten nicht allenthalben gehen, weil der Boden zum Theil unter Wasser stand. — Eine Zeichnung von diesem Tempel, welche von dem Landschaftsmahler und Professor Herrn Lüdke hier an Ort und Stelle entworfen wurde, ist dieser Beschreibung im Kupferstich beigefügt.

Die phlegräischen Gefilde.

Wir haben nun auch die Solfatara oder den Schwefelboden der alten phlegräischen Gefilde betreten — und wenn die Phantasie auf irgend einem Fleck der Erde durch natürliche Erscheinungen veranlaßt werden konnte, sich himmelanstürmende und in den Abgrund geschleuderte Giganten zu bilden, so war es hier, wo von Zeit zu Zeit Vulkane einsanken und neue Gipfel von Bergen ihr Haupt erhuben, und wo die Elemente nothwendig im rasenden Streit begriffen seyn mußten, ehe der Erdboden diese sonderbare Gestalt erhielt, wo sich die furchtbarsten und die reizendsten Scenen der Erdenfläche dicht aneinander drängen.

Wie öde und traurig sind diese Schwefelgefilde, wo von jedem Fußtritt das dumpfe Getöse des Abgrunds wiederhallt. — Hier ließ die Phantasie Zevs Donnerwagen rollen, als er die rebellischen Söhne der Erde in den Tartarus hinabschleuderte, und Berge und Inseln über sie wälzte. —

Und hier in der Nähe sind wieder die reizenden Anhöhen von Pausilypo, wo sich alles vereinigt, womit eine gütige Gottheit nur irgend einen

Fleck des Erdbodens zum Elysium verschönern konnte. —

Kein Wunder also, daß in der Fabelwelt, die sich in diesen Erdstrichen bildete, der Aufenthalt der Seligen so nahe an den Ort der Qualen grenzte.

Den besten Aufschluß über die Fabel giebt die Wirklichkeit. Auch schöpfte die Phantasie der Alten am unmittelbarsten aus der umgebenden Natur; darum fehlte es auch ihren Bildungen nie an Kraft und Fülle.

Pozzolana — Porzellan.

In der Gegend von Pozzuoli findet man eine grobe Erde, die mit Kalk verbunden, einen sehr festen Mörtel giebt; und nach eben dieser Erde, welche Pozzolana heißt, ist, wegen der Aehnlichkeit des Begriffs, auch das chinesische Porzellan benannt worden, wofür man gleich anfänglich keinen passendern besondern Nahmen wußte.

Den 24. April.

Unsre Fahrt verschiebt sich länger, als wir dachten; denn schon harren wir mehrere Tage lang auf einen heitern Sonnenblick.

Wir sind in unsrer Herberge eingekerkert; denn es regnet vom Morgen bis in die Nacht so ununterbrochen, und mit solchen Strömen in einem fort, daß man schlechterdings nicht aus dem Hause gehen kann.

So haben wir nun schon einige Tage verlohren, und unsre Ungeduld steigt aufs höchste, daß grade jetzt der ewige Frühling, der sonst hier herrscht, für uns auf eine so unangenehme Weise so hartnäckig unterbrochen wird.

Den 25. April.

Die Fahrt nach Kapri.

Endlich bricht die Sonne aus dem Gewölk hervor; schon sind unsre Seegel aufgespannt, und wir steuren auf Kapri zu.

So glatt wie ein Spiegel ist das Meer; und so wie wir uns vom Lande entfernen, verändert und verschönert sich mit jedem Moment die Scene.

Immer perspektivischer stellt sich Neapel mit seinen Gärten und Pallästen auf seinen Hügeln dar; immer majestätischer wird der Anblick dieser weiten Meeresbucht von dem Misenischen Vorgebirge bis zu dem Vorgebirge der Minerva. —

Schön ist es, vom Lande das Meer mit seinen Inseln zu sehen; aber noch schöner ist die Aussicht von dem Meere nach dem Lande zu, wenn in allmäliger Entfernung der eine Theil dieser reizenden Küsten zurückweicht, während daß sich der andere nähert, und zuletzt der Golfo, mit seiner majestätischen Einfassung, in seinem vollen Anblick sich dem Auge entfaltet.

Kapri.

Schon nähern wir uns Kapri, das noch vor kurzem in blauer Ferne lag. —

Hier steigen die schroffen Felsenwände aus dem Meere empor, von welchen der Tyrann, der hier seinen Wollüsten fröhnte, die unglücklichen Opfer seiner Grausamkeit und seines Argwohns ins Meer hinabstürzen, und unten mit Kähnen auf sie warten ließ, um sie mit Stangen vollends niederzustoßen, wenn sie sich etwa mit Schwimmen noch retten wollten.

Wir landen in einer kleinen niedrigen Bucht, dem einzigen Zugangsorte zu dieser Insel, welche eben wegen ihrer Unzugänglichkeit von dem argwöhnischen Tiberius zu seinem Zufluchtsorte gewählt wurde.

Hier mochten einst wohl prachtvollere Gebäude stehen, als die kleine Herberge ist, die uns vom Strande aufnimmt, und wo wir mit einem kärglichen Frühstück bewirthet werden, um uns zu unserer Wanderung zu stärken, weil es in diesem felsichten Eilande viel zu steigen giebt.

Wir klimmen mühsam den Berg hinan; dort oben sind eine Anzahl kleiner Hütten, wie Nester,

an den Felsen gebaut; die Einwohner, ein armes Volk, drängen sich hier in ein paar enge Gäßgen zusammen.

Wir steigen höher hinauf, und lesen eine lateinische Inschrift an dem Eingange zu einem unterirrdischen Wege, daß hier die latebrae Tiberii (des Tiberius Schlupfwinkel) gewesen sind, wo er sich und seine Schande vor den Augen der Welt verbarg.

Das ganze kleine Eiland ist uneben und felsicht; hin und wieder sind nur grüne Plätze und kleine reizende Ebnen. Wenigstens muß ihm damals, als es ein ausgesuchter Sitz der Wollust war, die Kunst ein reizenderes Ansehen gegeben haben, als es itzt von Natur hat.

Auch wir frischten das Denkmal auf, was sich Tiberius hier auf ewige Zeiten gestiftet hat: am Abhang eines Felsen gelagert, lasen wir den schönen Theil seines Lebenslaufs, den er auf dieser Insel führte, die durch ihn eine so berühmte Schule des Lasters war.

Da wir wieder hinabstiegen, kamen wir an das niedrige, sehr ländlich und simpel gebaute Lustschloß des Königs von Neapel, welcher hier offene

Tafel hielt, bei der die Bauern von Kapri Zuschauer waren.

Diese Insel ist der liebste Sommeraufenthalt des Königs, wo er sein Ergötzen daran findet, Wachteln zu schießen. Um die Insel kreuzen beständig zwei Galeeren, damit seine Majestät nicht weggekapert werden.

Die Insel macht gleichsam den Schluß von dem Meerbusen von Neapel, und man kann sich keine angenehmere Spazierfahrt auf dem Meere, als diese, denken.

Dies furchtbare Element wird hier durch die Einschließung der Küsten von beiden Seiten, und durch die Nähe der Insel, so angenehm und einladend, wie eine Landstraße.

In diesem ruhigen Bezirk fühlt man sich, wie zu Hause; denn alles ist so schön und wirthbar, daß einem dünkt, man müsse ewig hier bleiben. —

Die Fahrt von Kapri nach Surrent.

Wir fahren nun nach Surrent, und so wie die Sonne untersinkt, röthet sich der Dampf, der unaufhörlich aus dem Vesuv emporsteigt, und wird zur Flamme, deren Schein am Tage vor dem Glanz der Sonne verlischt.

Mit jeder einbrechenden Dämmerung erneuert sich also das erhabene Schauspiel, welches beim ersten Anblick die Seele mit Staunen erfüllt, aber bald zu einer eben so schönen natürlichen Erscheinung wird, wie der aufgehende Mond, oder die glühende Abendröthe. —

Wenn man einige Tage sich hier aufhält, so däucht es einem, als müßten diese wunderbaren Erscheinungen sich immer so zusammenfinden; und wie man in einem schönen und bequemen Hause bald eingewohnt wird, so findet man sich auch hier bald so bekannt und vertraut mit der Gegend, und allem was einem umgiebt, als ob man sein ganzes Leben hier zugebracht hätte.

Und wenn der Reiz der Neuheit vorüber ist, so bildet sich erst das stille und sanfte Vergnügen des Genusses an diesem immer erneuerten Anblick, wodurch das Ueberraschende des ersten Erstaunens weit überwogen wird.

Landung am Ufer von Surrent.

Nichts ist angenehmer, als in so einer kleinen niedrigen Bucht zu landen, wo man auf einmal von dem ungeheuren Meere in eine enge wirthbare Einschließung kömmt, wo alles so häuslich

und ruhig ist, Holzhaufen liegen, Hüner und Gänse am Ufer spatzieren, der Rauch aus den Hütten steigt, und das Meer, wie ein ruhiger Teich, den Strand bespült.

Wir steigen nun noch eine steile Anhöhe nach Surrent hinauf, das sich mit seinen schmalen Straßen oben längst dem Berge hin erstreckt. Es ist schon ziemlich spät. — Wir finden noch eine Herberge; aber auf Fremde scheint man hier eben nicht eingerichtet zu seyn.

Den 26. April.

Nun geht es heute mit Tagesanbruch gleich nach dem Vorgebürge der Minerva; meine Gefährten machen den Weg zu Lande, ich lasse mich långst dem Ufer, dicht an der felsichten Küste hinfahren. —

Die wunderbarsten Töne bilden sich hier, wo sich die Wellen in den Höhlungen der Felsen brechen. Sollte nicht vielleicht dies musikalische Geräusch die Fabel von dem Gesange der Sirenen veranlaßt haben, die nach den alten Dichtungen hier ihren Wohnsitz hatten, und den vorbeisegelnden Schiffer, durch ihre melodischen Töne, heranlockten, daß er an diesen Felsen scheitern mußte.

Das Vorgebürge der Minerva.

Nun stehen wir auf den Ruinen von dem Tempel der Minerva, auf dem Vorgebürge, das von ihr seinen Namen führt. — Die Gegend umher ist verwaist und öde, aber die Aussicht über den salernitanischen Meerbusen ist groß und herrlich.

Man kann hier vom Meere aus in einen kleinen Fischteich fahren, der tief zwischen altem Mauerwerk und Ruinen liegt.

Dies Vorgebürge schließt den neapolitanischen und eröfnet den salernitanischen Golfo, die man beide von der meerumfloßnen Spitze übersieht.

Surrent, den 28. April.

Der Abgrund.

Ein unaufhörlicher Regenguß, der drei Tage anhielt, hat uns auf diesen reizenden Anhöhen von Surrent, in die dunkle Stube unsrer Herberge eingekerkert, bis heute gegen Abend zum erstenmale die Sonne wieder hervorbrach.

Wir gingen ein wenig vor die Stadt spazieren, und kamen bald an einen Abgrund, wo die höchsten Schönheiten der sich selbst gelaßnen Natur sich plötzlich vor unserm Blick entfalteten.

Ein aromatischer Duft stieg uns aus dieser Tiefe entgegen, in welche wir mit süßem Schauder hinabstiegen! und da wir unten waren, rieselte in der Mitte ein klarer Bach zu unsern Füßen, und über uns wölbte sich ein erhabnes Dach von labyrinthisch ineinander verwachsenen Stauden und Pflanzen, die in den mannichfaltigsten Krümmungen, die hohen Felsenwände sich hinaufrankten, und aus der Nacht dieses dunklen Thals gen Himmel stiegen, wo die untergehende Sonne ihre

hervorragenden Wipfel vergoldete. — Eine ähnliche Schönheit der Natur habe ich noch nie gesehn! —

O ihr seligen Gründe, wie oft würdet ihr mich in eure Schatten aufnehmen, wenn hier meine Heimath wäre!

Den 29. April.

Heute haben wir noch die Stadt und die nächst-umliegende Gegend durchstreift.

In der Stadt sind schmale und enge Straßen; unter einem gewölbten Gange haben wir verschiedene eingemauerte antike Basreliefs und Inschriften gefunden, ohne welche freilich in Italien das kleinste Städtchen nicht zu seyn pflegt.

Die Gegenden um Surrent übertreffen doch noch alles, was ich bis jetzt an reizenden Landschaften in Italien gesehn habe, und die unabsehbaren Orangenwälder, mit ihren goldenen Früchten, welche von diesen Anhöhen sich dem Auge darstellen, übersteigen alles, was die Einbildungskraft sich vorstellt.

Wenn ein Landschaftsmahler, ein Bildhauer, ein Architekt, und ein Schriftsteller in diesen Gegenden zusammen reisen, so kann es nicht fehlen, daß ihre Beschäftigungen oft sehr karakteristisch gegeneinander abstechen, wie es bei uns der Fall ist.

Während daß der Landschaftsmahler sich den schönsten Gesichtspunkt für den Anblick einer Gegend aufsucht, studiert der Bildhauer an einem alten eingemauerten Basrelief, der Architekt mißt oder zeichnet ein Gebälk oder Säulenkapitäl, und der Schriftsteller sucht eine alte Inschrift zu enträthseln.

Den 30. April.

Nun machen wir uns insgesamt zu Fuße auf den Weg von Surrent nach Kastell a Mare.

Diese Gegend ist, bei ihrer großen natürlichen Schönheit, auch nicht öde und einsam, sondern mit einer beträchtlichen Anzahl ländlicher Wohnungen bedeckt.

Auch die Kunst ist hier nicht fremde; wir kamen selbst auf der Landstraße vor der Werkstatt eines Bildhauers vorbei, mit welchem sich der eine von unsern Gefährten, der sein Kunstgenoß ist, in einem angenehmen Gespräch unterhielt.

Unser Weg aber geht sehr steil Berg auf und ab, und führt uns endlich gar, da wir in der Richtung fehlen, auf die Meerseite des Berges von Kastell a Mare, wo wohl eigentlich keine Straße geht.

Denn wir wandern wirklich im Meere, wo wir dicht an der schroffen Felsenwand über herabgestürzte Felsenstücke klettern.

Wir denken bald einen Weg landeinwärts wieder zu finden; aber wir sehen wohl, diese Passage nimmt gar kein Ende.

Nun setzen wir uns, ein wenig auszuruhen; über unsern Häuptern ragt ein Felsen vor, der,

wie es scheint, seinen Brüdern, die schon unten liegen, mit nächstem folgen wird.

Unser Gespräch lenkt sich auf diesen Umstand, daß doch in irgend einem Moment der Einsturz dieses Felsen wirklich erfolgen müsse, und was nun dieser Augenblick, in dem wir hier saßen, vor andern voraus habe, daß ein solcher Zufall nicht gerade in ihm sich ereignen könne.

Ohne uns nun verabredet zu haben, standen wir plötzlich auf, brachen unser Gespräch ab, und kletterten, so schnell wie möglich, von einem Felsenstück zum andern fort.

Wir sahen nun vorwärts, und erblickten noch kein Ende unserer Reise; die Mühseligkeiten, welche mit dem Rückwege verbunden waren, scheuten wir auch, weil wir sie kannten. In dieser Noth riefen wir ein kleines Fahrzeug an, das vorbeisegelte; die Schiffer aber waren gegen unsere Bitten taub, und überließen uns unserm Schicksale.

Endlich, da schon der Tag sich neigte, sahen wir, da wir um eine Bergecke blickten, zu unserm Troste, Kastell a Mare liegen, dessen Einwohner uns mit Erstaunen über die Felsen im Meere zu ihrem Ufer heranwandern sahen.

Hier stand noch das große neugezimmerte Schiff, dessen Ablauf vom Stapel der berühmte Landschaftsmahler Hackert, auf Befehl des Königes, durch ein Gemählde verewigt hat, welches zugleich den König und die Königin auf einem Balkon, und eine Menge Volks, als Zuschauer, darstellt.

Kastell a Mare, den 3. May.

Ein unaufhörlicher Regenguß hat uns hier wieder drei Tage in eine dunkle Stube gebannt, wo wir, bei der gespannten Begierde, so manche merkwürdige Gegenstände um uns her zu sehen, Stunden und Minuten zählten, bis der erste Sonnenblick uns heute wieder aus unserm traurigen Gefängniß erlöset hat.

Neapel, den 4. May.

Heute früh ging unsre Wandrung von Kastell a Mare nach der verschütteten und wieder aufgegrabenen Stadt Pompeji, in die wir mit einem heiligen Schauer traten, als wir von einem Thore bis zum andern, die schmale Straße hinunter sahen, welche, seitdem sie achtzehnhundert Jahr mit Asche bedeckt war, nun den Augen der Menschen wieder sichtbar geworden, und mit der, gleichsam die schlummernde Vorzeit selbst aus ihrem Grabe wieder ans Licht gezogen ist. —

Die Straße ist mit Lava gepflastert, welche einen weit ältern Ausbruch des Vesuvs beweist, als derjenige, wodurch Pompeji verschüttet wurde.

In das Pflaster ist noch die Spur von den Rädern der Wagen eingedrückt; an beiden Seiten sind erhöhte Fußsteige; die Straße selbst scheint eine vorzügliche Handelsstraße gewesen zu seyn; denn an beiden Seiten sieht man noch Laden an Laden, die besonders dazu gebaut zu seyn scheinen, um die Waaren gehörig auszulegen.

Unser Führer folgte uns mit einem großen Eimer Wasser, und so oft wir in ein bemahltes Zimmer traten, begoß er die bestäubten Wände, wo

denn auf einmal die eingebrannte Mahlerei, so frisch und schön, als ob sie gestern erst aufgetragen wäre, hervortrat; und hier erfüllt wirklich schon die bloße Idee des Alterthums, bei dem Anblick dieser frischen jugendlichen Farbe, die Seele mit einem angenehmen Staunen.

Die Mahlerei besteht aus Arabesken, die aber durch ein reizendes Köpfchen in ihrer Mitte, oder durch irgend eine mythologische Darstellung in einem Medaillon, immer einen schönen Vereinigungspunkt haben, wodurch die ausschweifende Phantasie gleichsam wieder zu einem Hauptgegenstande zurückgeführt wird.

Schade, daß der Hausrath, der diese Zimmer schmückte, nicht mehr hier, sondern in dem Museum zu Portici aufbewahrt wird, und diese Zimmer nun öde und verwaist stehen, wo sich sonst das ganze vollständige Bild des Alterthums, bis zur höchsten Täuschung, lebendig wieder vors Auge stellen müßte.

Die häusliche Einrichtung der Alten.

Die Häuser sind größtentheils an sanften Abhängen gebaut; die Stockwerke sind nicht aufein-

ander gethürmt, sondern man wohnte unten und oben auf ebner Erde.

Wenn man in die Thüre tritt, kömmt man zuerst auf einen Hof, der im Viereck gebaut, und mit einem Säulengange umgeben ist.

Alles scheint darauf eingerichtet, daß man sich, auch innerhalb seiner Wohnung, des milden Klima freue, und, bedeckt vor dem Regen, bei jeder Witterung, der freien Luft genieße.

Unter den bedeckten Gängen sind unmittelbar die Eingänge in die Zimmer, welche rund umher liegen, und ihre Erleuchtung mehrentheils durch die Thüre selbst haben, die daher gewöhnlicher Weise eröfnet seyn mußte.

Im Winter erwärmte ein Kohlenbecken die Zimmer, wie es in den italiänischen Stuben noch itzt der Brauch ist.

Die Fußböden der Zimmer sind größtentheils von Mosaik. In dem einen Hause liest man beim Eintritt über die Schwelle mit schwarzen Marmorstiften auf dem weißen Grunde, das Wort Salve, eingelegt.

Alles hat gleich ein wirthbares und vertrauliches Ansehen, wenn man in den kleinen Hof, mit dem bedeckten Säulengange tritt, in dessen Mitte

gemeiniglich ein Wasserbehälter befindlich ist, und an dessen Seite die Eingänge zu den Wohnzimmern mit einem Blick zu übersehen sind.

Einige Häuser sind hier ordentlich noch mit Namen bezeichnet, so heißt z. B. das Haus des Chirurgus, dasjenige, wo man eine große Anzahl antiker chirurgischer Instrumente fand, die im Museum zu Portici aufbewahrt werden; ein Haus der Freude mit dem Zeichen des Priaps u. s. w.

Die hölzernen Geräthschaften in den Zimmern sind verfault oder zu Kohlen verbrannt; alles aber was dem Feuer widerstanden hat, ist hier weggebracht, und in dem Museum zu Portici aufgestellt.

Nichts ist einladender und reizender, als die bedeutungsvollen, der Bestimmung der einzelnen Zimmer ganz angemeßnen Verzierungen, welche man noch häufig findet.

Ueber dem Brunnen ruht ein Flußgott, und Nymphen zu beiden Seiten gießen Wasser aus ihren Muscheln; in der Küche ist ein Opfer des Aeskulap abgebildet, um dessen Altar sich eine Schlange windet; in dem Putzzimmer beschäftigen sich die Grazien mit dem Kopfputz der Liebesgöttin; und in dem Schlafzimmer ruht Venus in den Armen des Adonis.

In einem von den Zimmern, das, seiner Einrichtung nach zu schließen, ein Speisesaal gewesen war, hatten einige Engländer ihre Namen verewigt, und darunter bemerkt, daß sie bei ihrer Anwesenheit in diesem Zimmer eine trefliche Mahlzeit gehalten hätten.

Die gemahlte Schlange.

An dem einen Ende der Stadt sieht man noch eine Schlange an die Wand eines Hauses gemahlt, wovon es also nach dem Dichter Persius hieß:

Sacer eſt locus, non mejite pueri —

Der Ort ist heilig, ihr Knaben — — nicht an die Wand!

Das Bild der Schlange bewirkte also damals, was jetzt ein Kruzifix vermag, das ein Eigenthümer, in einer italiänischen Stadt, an die Wand seines Hauses mahlen läßt., damit sie nicht verunreinigt werde.

Antike Kasernen.

Dies ist ein Gebäude, in welches man noch vor dem Eingange in die Stadt, gleich an der Landstraße tritt. Ein Säulengang mit einer Reihe Kammern schließt einen viereckigten Platz ein.

In jeder Kammer fand man die vollständige Rüstung für zwei Mann, Helme, Harnische, u. s. w. von vorzüglicher schöner Arbeit, die sich jetzt im Museum zu Portici befinden.

Aus diesen Rüstungen schloß man auf die Bestimmung des Gebäudes, und hat es das Soldatenquartier benannt; — in einer von den Kammern fand man noch das Eisen, wo die Gefangnen an den Füßen geschlossen wurden.

Der Tempel der Isis.

Nicht weit von den Kasernen liegt der Tempel der Isis.

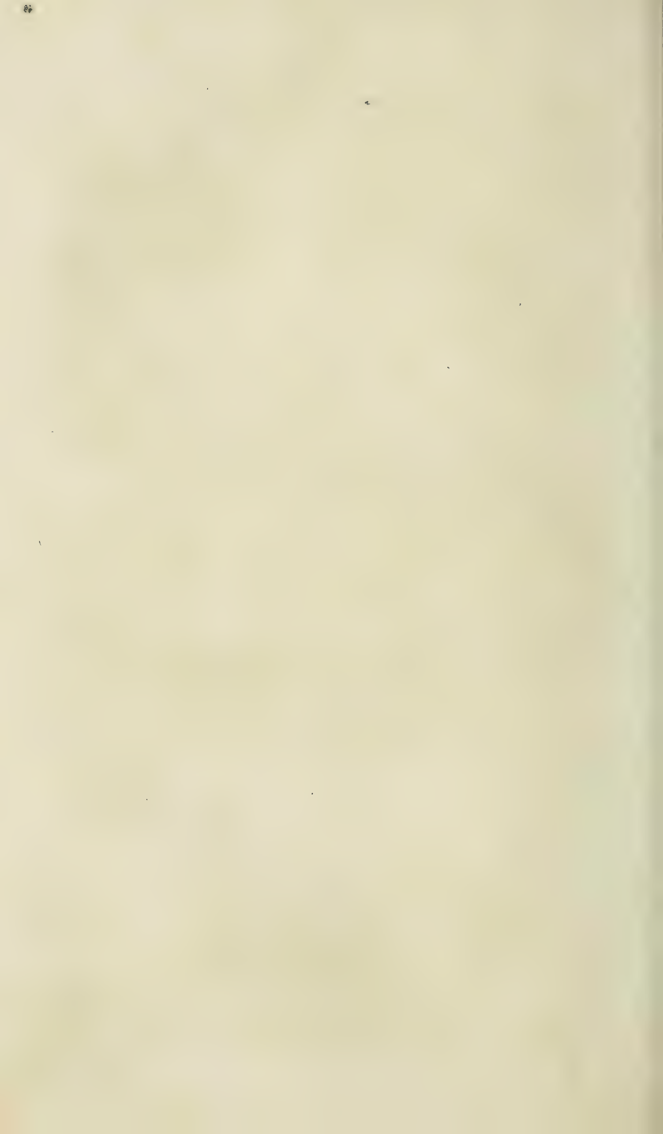
Dieses Tempelchen macht einen sonderbaren Anblick; es ist noch wohl erhalten, und weil es nicht, wie die andern Tempel, in eine christliche Kirche verwandelt ist, so bekömmt man dadurch einen anschaulichern Begriff von dem Gottesdienste der Alten.

In der Mitte eines Vorhofs, der von einem Säulengange umgeben ist, erhebt sich der Tempel, in dessen Vorhalle man auf vier Stufen steigt; die kleine Kapelle, in welche man aus der Vorhalle tritt, faßt die Erhöhung eines Altars in sich, der inwendig hohl ist, und wo man eine

S. 66



S. 21.



kleine Statůe der Isis, und eine steinerne Tafel mit Hieroglyphen fand.

Noch eine kleine Treppe an der Seite führt ebenfalls ins Innere oder Allerheiligste; auf jeder Seite der Vorhalle ist eine Nische angebracht; und zur Seite der Halle auf dem Vorhofe steht noch ein Altar, wo man opfert.

In einiger Entfernung sieht man noch eine kleine Kapelle, in deren Innerm eine Treppe in ein kleines unterirdisches Behältniß führt. Eine antike Inschrift am Tempel sagt, daß Popidius Alsinus dies Heiligthum, welches vom Erdbeben eingestürzt war, auf eigne Kosten wieder erbauen ließ.

Die Mauern und die Säulen des Tempels sind von Backsteinen, mit Stuck überzogen, und bemahlt; die Opfergeräthe sind herausgenommen, und finden sich im Museum zu Portici; einige Arabesken und Basreliefs in Stuck sieht man hier noch an Ort und Stelle.

Ein antikes Landhaus.

Dies Landhaus liegt in geringer Entfernung vor dem Stadtthore, an der Landstraße.

An das Haus schließt sich ein kleiner Garten; in einem länglichten Viereck, an welchem, zu beiden Seiten der Länge, noch bedeckte Gänge sind. Ein Weinkeller erstreckt sich um den ganzen Garten, und alles hat hier ein so artiges und nettes Ansehen, als ob die Einrichtung erst jetzt gemacht wäre. —

Ein antiker Weinkeller.

Der Besitzer dieser Villa scheint auf einen guten Vorrath bedacht gewesen zu seyn; in langen Reihen stehen die ungeheuren irdenen Weinkrüge, in Manneshöhe, an die Wände hingelehnt.

Sie sind von eben der Gestalt und Form, wie das irdene Faß, in welchem man auf antiken Basreliefs den Diogenes abgebildet sieht, oder wie dasjenige, in welches der König Eurystheus sich aus Zaghaftigkeit verkroch, als Herkules den Erymanthischen Eber ihm lebendig brachte.

Neapel, den 6. May.

Herkulanum.

Heute kehren wir von unserer ersten Wanderung nach Portici zurück, das wir noch ein paarmal besuchen werden.

Von Herkulanum sieht man wenig; man steigt eine Treppe hinunter und geht mit Fackeln in finstern Gängen umher, wo man sich von dem, was man sich hier vorstellen soll, schwerlich einen anschaulichen Begriff machen kann.

Denn man bekömmt durch das Graben nur eine allmälige Idee von dieser verschütteten Stadt, weil dasjenige, was man untersucht hat, mit derselben Erde, die man dicht darneben ausgräbt, gleich wieder ausgefüllt wird, damit keine zu große Aushöhlung entstehe, wodurch die Stadt Portici, die über Herkulanum gebauet ist, in Gefahr wäre, einzusinken.

Indes wird die Lage der Gassen, so wie man sie nach und nach entdeckt, sorgfältig aufgenommen; man hat gefunden, daß sie, so wie in Pompeji, mit Lava gepflastert, und zu beiden Seiten schmale Erhöhungen für die Fußgänger befindlich sind..

Das Forum, oder den öffentlichen Versammlungsplatz von Herkulanum hat man ganz entdeckt. Dieser Platz war mit einer Kolonnade von zwei und vierzig Säulen umgeben. Der Eingang in denselben hatte fünf gewölbte Bogen, auf welchen marmorne Bildsäulen zu Pferde standen, worunter auch die beiden vortreflichen Bildsäulen des ältern und jüngern Balbus waren, die in Portici aufgestellt sind.

Dem Eingange gegenüber sah man die Bildsäulen Vespasians, und zweier Magistratspersonen, auf obrigkeitlichen Stühlen sitzend. Ein bedeckter Gang vom Forum führte zu zwei Tempeln, die inwendig mit Gemählden auf nassem Kalk verziert waren.

Das Theater, welches man entdeckt hat, faßte viertehalb tausend Menschen, das Proscenium hatte marmorne Säulen, und der innere Platz war mit Giallo Antiko gepflastert.

In der Gegend des Theaters entdeckte man verschiedene grade Gassen, deren Häuser mosaischen Fußboden hatten, und die Wände in den Zimmern mit Arabesken gemahlt waren.

Die Fenster, in den Zimmern der Alten, gingen nicht auf die Straße, sondern in den Hof

hinaus, und waren oben unter der Decke ange-
bracht, so daß man nicht hinaussehen konnte, aber
das Licht desto vortheilhafter hineinfiel; vor diese
Oefnungen wurde eine Decke gezogen; das Glas
war noch wenig gebräuchlich; und wo man es fin-
det, ist es schlecht und dick; so daß die Fenster
mit Glasscheiben eigentlich als eine Erfindung der
neuern Zeiten zu betrachten sind, wodurch auch die
modernen Gebäude ein von den alten ganz ver-
schiedenes Ansehen erhalten. Anstatt des Glases
fand man einige Fenster mit dünnen Scheiben von
durchsichtigem Gyps versehen, welche aber nur ein
sehr schwaches Licht durchfallen ließen, womit man
sich, aus Mangel feiner Glasscheiben, begnügte.

Den 8. May.

Das Museum zu Portici.

Schade, daß diese herrlichen Denkmäler des Alterthums, wodurch man gleichsam ein paartausend Jahre älter, und in die vergangenen Zeiten zurückgesetzt wird, nicht in den Gebäuden, wo man sie fand, an Ort und Stelle bleiben konnten, wo sie auf dem eigentlichen Fleck ihrer Bestimmung uns ganz in das häusliche Leben der Vorwelt würden hingezaubert haben.

Das Mosaik von dem Fußboden der alten Zimmer ist aus der Erde heraufgebracht, und die Zimmer des Museums sind nun damit belegt. Man wandelt also hier in einem neuen Pallaste, auf dem Fußboden der Alten, den sie mit reizenden Figuren und Verzierungen in mosaischer Arbeit schmückten.

Das religiöse Leben der Alten zeigt sich hier in den mannichfaltigen Opfergeräthen, und kleinen bronzenen Götterbildern, die nun in Schränken mit gläsernen Thüren stehen. Gleich im ersten Zimmer findet man das sämtliche Opfergeräthe, schöne Opferschaalen, und zwei vorzüglich schöne Dreifüße, wovon die Pfanne des einen auf drei ge-

flügelten Sphinxen, und des andern auf drei bockfüßigen Satyrn ruhet, welches alles schon wegen der edlen und schönen Formen, einen reizenden Anblick macht. Auch findet man hier ein Lektisternium, oder eins der Paradebetten von Bronze, worauf man, nach dem ältesten Gebrauch, in frommer Einfalt, die Götter zu einer Mahlzeit einlud, um sie zu versöhnen. Unter den kleinen Götterbildern findet man häufig Panthea, oder mehrere Gottheiten in eine Gestalt zusammengefügt, welches uns auch einen Begriff von der religiösen Vorstellungsart der Alten giebt, die sich im Grunde die Gottheit, als ein Wesen unter mannichfaltigen Gestalten, dachten.

In das häusliche Leben der Alten, wird die Einbildungskraft bei dem Anblick ihres ganzen Hausrathes versetzt, der sich in großer Vollständigkeit hier befindet; denn in dem einen Zimmer sieht man eine ganze antike Küche; einen tragbaren Ofen von Bronze; große Kessel mit doppelten Boden von Bronze; Tassen von Silber, die mit unsern Kaffeetassen viele Aehnlichkeit haben; Feuerzangen, Rösten, einen vierfachen Löffel, um vier Eier auf einmal darin zu sieden; viele

Eßlöffel, vergoldete Gefäße, und versilbertes Küchengeschirr.

Einen sonderbaren Anblick machen die Eßwaaren, welche sich gleich, wie Marmor und Bronze, aus jenen Zeiten erhalten haben, und in einem besondern Schranke aufbewahrt werden. Man findet darunter noch kleine mit Buchstaben bezeichnete runde Brodte, die ihre Form unbeschädigt erhalten haben, eingetrockneten Wein, der wie Gummi aussieht, und eine Torte, die noch in der Pfanne im Ofen steht.

Das feine Gefühl für das Schöne bei den Alten, zeigt sich in ihrem ganzen Hausrath, und vorzüglich bei den mannichfaltigen Verzierungen ihrer Lampen, die alle reizend und geschmackvoll sind, und wovon es hier eine beträchtliche Anzahl giebt.

Durch den Anblick der gelehrten Utensilien in dem Zimmer, wo sich der Schrank mit den Büchern befindet, wird man in die Studierstube eines Schriftstellers aus dem Alterthum versetzt; man sieht hier wächserne Schreibtafeln, nebst den Griffeln, und den Instrumenten, womit man die Schrift wieder auslöschte, indem man sie platt strich; Federn von Holz, und Schreibzeuge von Cylindrischer Form, worin die Dinte befindlich war; daß

man sich solcher Federn und Dinte bediente, sieht man aus dem Persius, der einem Jüngling Vorwürfe macht, welcher keine Lust zum schreiben hat, und die Schuld darauf schiebt, daß die Feder nicht schreiben wolle, und die Dinte zu dick sey.

Ein Zimmer enthält noch antike Rüstungen, Helme und Arm- und Beinharnische, die man zu Pompeji in dem Revier der Soldaten gefunden hat, und woran die eingegrabene Arbeit bewundernswürdig ist. Auch findet man noch allerlei Arten von musikalischen Instrumenten; Kastagnetten von Kupfer, die man gegeneinander schlug; die Pfeife mit sieben Röhren, und eine Tuba, die man in der Hauptwache von Pompeji gefunden hat; auch chirurgische Instrumente von Metall, mit künstlich gearbeiteten Griffen.

In einem der Zimmer, in einem kleinen gläsernen Schranke, sieht man eine vollständige Damentoilette, aus dem grauen Alterthum, wo sich aber schon ein Schminkkästchen, mit der Schminke darin, befindet, und was noch itzt zum Damenschmuck gehöret, als Armbänder, Ringe, Ohrgehänge, u. s. w. auch fehlt es nicht an Scheeren, Nadeln, Kämmen, Fingerhüten, Nähekästchen,

und einem hellpolierten metallenen Spiegel. Alle Geräthschaften, die zum Baden gebraucht werden, als Oehlkrüge, Schüsseln zum Salben, und Bürsten, um die Haut zu reiben, werden wiederum in einem Schranke aufbewahrt, so daß man würklich, wenn man in diesem Kabinett die alten Schriftsteller liest, über jede Kleinigkeit sich Raths erholen, und sich durch den Augenschein selber überzeugen kann.

Antike Gemählde.

Die Zerstörbarkeit, welcher die Mahlerei, weit eher als die Bildhauerkunst, unterworfen ist, macht diese Reste aus dem Alterthum vorzüglich ehrwürdig.

Wie in ein Heiligthum tritt man in die Zimmer, wo diese Gemählde aufbewahrt werden, welche sowohl Privatgebäuden als öffentlichen Plätzen, dem Forum und Theater von Herkulanum, zur Zierde dienten.

Sie sind mit Wasserfarben zum Theil auf trocknem Grunde, zum Theil auf nassem Kalk gemahlt, von den Wänden abgesägt, mit eisernen Stäben zusammengeklammert, und auf die Weise aus den unterirdischen Grüften der verschütteten

Städte ans Licht heraufgebracht. — Es ist ein auffallender und schöner Anblick, wenn man aus grauen Zeiten, wovon uns sonst nur die Umrisse in den unzerstörbaren Massen übrig sind, nun auch die Farben erhalten sieht; es ist einem bei diesem Anblick, als ob die erstorbene Vorzeit wieder lebendig würde.

Antike Bibliothek.

Der Anblick dieser Bibliothek macht einen sonderbaren Eindruck. Diese verbrannten Volumina, welche in einem Schranke mit Glasthüren aufgestellt sind, sehen gerade wie Tobacksrollen aus; und wer eine solche Rolle zufälligerweise fände, würde sie eher für irgend etwas anders, als für ein Buch halten.

Man muß den menschlichen Fleiß und Erfindsamkeit bewundern, wenn man die Maschinen betrachtet, wo diese verbrannten Rollen aufgewickelt, und aus der Asche die Buchstaben wieder ans Licht gebracht werden.

Zwischen eine Maschiene, die einer Buchbinderpresse gleicht, werden die Rollen aufgehängt, und die abgelößten Blätter werden auf ein Stäbchen

oder Rolle gewickelt, welche man vermittelst Wirbel und Bänder, sanft wälzen und drehen, und ihr alle möglichen Wendungen geben kann.

Um die zusammengeklebten Blätter voneinander zu lösen, bestreicht man immer einen Theil derselben, auf der leeren Seite des Papiers mit leichtem Gummi; und um dem abgelößten Blatte wieder Festigkeit zu geben, wird ein Stück von einer dünnen Blase darauf gelegt.

Ein ganzer Monath gehört dazu, um eine Spanne lang, so breit, als die Rolle ist, abzulösen. Vier Rollen sind nun erst aufgewickelt, und unglücklicher Weise ist man grade an eine der uninteressantesten Schriften, von einem gewissen Philodemus gerathen, welche von der Musik und Beredsamkeit handelt, und wodurch die alte Litteratur einen sehr unbedeutenden Zuwachs erhält.

Daß wenigstens einige litterarische Schätze hier verborgen sind, ist wohl ohne Zweifel, und es käme nur darauf an, daß man erst den Anfang von mehrern Rollen entwickelte, um ohngefähr den Inhalt zu sehen, und alsdann das interessanteste auszusuchen, um so viel Zeit und Mühe nicht unnütz zu verschwenden.

Wenn diese Bibliothek, die doch die einzige in ihrer Art ist, im Besitz der nordischen litterärischen Welt wäre, so würden ihre Schätze gewiß nicht lange verborgen bleiben; hier aber scheint man nicht so begierig darnach zu seyn.

Neapel, den 9. May.

Leichtes Fuhrwerk in Neapel.

Bequemeres Fuhrwerk wird man nicht leicht irgendwo finden, als in Neapel. Zweirädrige offne Chaisen, von einem Pferde gezogen, stehen in allen Hauptstraßen in Bereitschaft, und man darf sich, wenn man des Gehens müde ist, nur umsehen, um sogleich einzusteigen und weiter zu fahren.

Für die Fuhrleute ist zwar keine Taxe, so wie in London, bestimmt, aber sie lassen sich handeln, und man akkordirt um eine Kleinigkeit z. B. von Neapel nach Portici, und den umliegenden Gegenden, wo man auf dem schönen ebenen Lavapflaster mit der größten Geschwindigkeit und Leichtigkeit hinrollt.

In den Hauptstraßen, wo, bei dem größten Gedränge von Menschen, in vollem Gallop gefahren und gejagt wird, hört man fast unaufhörlich a voi! und guardate! (nehmt euch in acht!) rufen, und es ist ein Wunder, daß Menschen nicht viel häufiger übergefahren werden, als es würklich geschiehet.

Die neapolitanischen Pferde machen bei diesem leichten und zierlichen Fuhrwerk einen schönen

Anblick.

Anblick. Die offenen Chaisen sind dem Klima angemessen. Man muß hier keinen Augenblick versäumen, um sich her zu schauen, und in dem freien Genuß der schönen Natur zu athmen. —

Das Pflaster von Neapel.

Ein schöneres Pflaster findet man wohl nirgends als in Neapel; eben der furchtbare Lavastrom, welcher der Stadt Zerstörung droht, muß nun ihren Fußboden schmücken, und ihre Straßen ebnen.

Wenn Noth und Mangel gleich die Einwohner drückt, so drückt doch kein hervorragender Stein ihre Sohlen, und sie können eben so reinlich und trocken auf den Straßen, wie in ihren Zimmern gehen.

Wie denn auch die Lazzaroni die Straßen selber wie ein großes Zimmer betrachten, worin sie ihren beständigen Aufenthalt haben.

Außer der Bequemlichkeit macht dies Pflaster auch immer einen schönen Anblick, wegen der Ordnung und Regelmäßigkeit, womit die zubereiteten Lavastücken aneinander gefugt sind.

Alles kömmt einem hier so ausgearbeitet und vollendet vor, daß es einer neapolitanischen Straße

nur an einer Decke von oben fehlt, um selber wieder wie ein Haus betrachtet zu werden.

Am reizendsten nehmen sich die kleinen zierlichen offenen Chaisen aus, welche, von raschen Neapolitanischen Hengsten gezogen, mit Pfeilschnelligkeit auf diesem ebenen Pflaster hinrollen.

Die Karthause.

Die Karthäuser von St. Elmo blicken aus ihren Klostergärten auf die Palläste von Neapel hinunter. Auf der einen Seite zeigt sich Portici und die fruchtbare Gegend bis an den Vesuv; auf der andern die Krümmung des Meerbusens, bis nach Pausilypo und dem misenischen Vorgebürge; landwärts die fruchtbare Ebne bis Kaserta, die einem unbegrenzten Lustgarten gleicht; auf dem Meere seegelnde Schiffe, und die Inseln in der Ferne. —

Dem Himmel näher, als die übrigen Sterblichen, scheinen diese Karthäuser auch auf das irdische Paradies nicht Verzicht gethan zu haben.

Von der strengen Ordnung bemerkt man hier wenig Spuren; wenigstens scheinen sie sich an das harte Gelübde, des ewigen Stillschweigens nicht sehr zu binden, denn sie unterhielten uns mit sehr vieler Gesprächigkeit.

Sie führten uns in ihren angenehmen Wohnzimmern umher, wo nicht Kasteiung und Ertödtung, sondern Geselligkeit und jovialischer Genuß des Lebens zu herrschen schien.

Platte Dächer.

Wenn man auf Neapel von oben herab sieht, so macht es einen sonderbaren Anblick, mit allen seinen platten Dächern.

Man glaubt, eine orientalische Stadt vor sich zu sehen, und denkt sich, wie der König David, auf dem Dache seines Hauses spatzierend, die schöne Bathseba im Bade erblickte.

Neapolitanische Höflichkeit und Mundart.

Die Höflichkeit bei dem gemeinen Mann geht hier sehr weit, man heißt nicht nur Signore, sondern auch Don, und so wurde denn auch Ihr ergebner Diener Signor Don Carlo tituliert.

Sonst hat die neapolitanische Mundart viel Grobes in der Aussprache, wie z. B. cusi anstatt cosi; die Insel Crapi, anstatt Capri; sehr häufig hört man bei dem Volke den Ausdruck mo! mo! welches so viel, als Bald heißt, und vielleicht von dem lateinischen mox abgekürzt ist.

Den 13. Mäiz.

Ein Gemählde von Luca Giordano.

Heute sah ich in einer Kirche, inwendig über der Thür, ein Gemählde von Luca Giordano, wie Christus in Jerusalem die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel treibt.

Natürlicher und wahrer, aber auch komischer, ist wohl nicht leicht eine der heiligen Geschichten dargestellt, als hier die Austreibung der Handelsleute aus dem Tempel.

Die Mienen der Wechsler, deren Tische umgestoßen werden, der Weiber, die die Verwüstung in ihren umgestoßnen Körben mit Eiern bejammern, und des flüchtenden Knaben, der einen Korb am Arme trägt, und sich schüchtern umsieht, sind mit der höchsten Naivität und meisterhaft dargestellt, so wie auch das Gewühl im Ganzen mit der höchsten Wahrheit, nach dem Leben, ausgedrückt ist. — Denn diese ganze Scene scheint, dem Kostüme nach, auf einer der Straßen von Neapel vorzugehen.

Man siehet von Luca Giordano, der den Zunahmen fa presto (mach geschwind!) von seiner

großen Fertigkeit und Schnelligkeit im Mahlen erhielt, hier eine Menge von Schilderungen, welche beweisen, daß er seinen Zunahmen nicht mit Unrecht führte, die man aber, ohngeachtet der Flüchtigkeit, mit der sie entworfen sind, dennoch, in ihrer Art, mit Vergnügen betrachtet.

Den 14. May.

Kapo di Monte.

Hier herrscht Vernachläßigung und Unordnung, wohin man blickt; das Gebäude selbst, ein geschmackloses Werk der Baukunst, ist unvollendet, und die Schätze von Gemählden und Alterthümern, welche es aufbewahrt, sind größtentheils ungeordnet.

Vorzüglich merkwürdig war uns hier ein Gemählde von Michel Angelo, das jüngste Gericht, welches, mit seinem großen Gemählde in der sixtinischen Kapelle verglichen, über die Ausführung des Gedankens des Künstlers ein neues Licht verbreitet.

Die kostbarsten Gemählde in dieser Sammlung hatten durch Vernachläßigung so sehr gelitten, daß sie ganz entstellt waren. Nunmehr hat der König von Neapel den geschickten Reparateur Anders, aus Rom hierher berufen, welcher jetzt mit der Wiederherstellung dieser Gemählde beschäftigt ist.

Den 15. May.

Vesuv.

Das ist ein trauriger Anblick, diese schwarze, verbrannte Fläche, so weit das Auge umhersieht.

In einem von den ausgeworfenen Felsenstücken, die auf dem Wege liegen, ist oben eine Aushöhlung, in welcher sich, wie in einer Cisterne, ein wenig Regenwasser gesammlet hat.

Hier erquicken wir uns, indem wir einige Tropfen mit der hohlen Hand zum Munde schöpfen.

Meine Gefährten sind schon weit voraus; ich sehe sie nahe am Gipfel des Berges, der nun schon zu unsern Füßen bebt, während, daß wir von Zeit zu Zeit den unterirdischen Donner vernehmen.

Wir nähern uns nun auch dem Gipfel, und ich sehe meine Gefährten unter einem überhangenden Felsen stehen, wo sie vor dem Steinregen Schutz suchen, den der Wind, der sich itzt gedrehet hat, gerade auf sie zutreibt.

Wie klein und nichts erscheinen in der Ferne drei Menschen, die sich unter einem Felsen verbergen, gegen diese furchtbare schreckliche Masse, aus welcher sich Tod und Verderben rund umher verbreitet.

Wir können nun, da der Wind uns gerade entgegen kömmt, nicht von der gewöhnlichen Seite

zu dem Krater aufsteigen, sondern müssen einen Umweg nach der Sommaseite des Berges nehmen.

Zu dem Ende müssen wir die Zwischenzeit von einem Steinregen bis zum andern, die ohngefähr zehn Minuten dauert, wohl in Acht nehmen, und eilig seyn, um die andre Seite zu gewinnen.

Meine Gefährten sind schon voraus, ich bin mit meinem Wegweiser noch zurück; der Weg geht über die ausgeworfenen Steine, welche zum Theil noch heiß und glühend sind, der Athem vergeht mir, und mein furchtsamer Wegweiser verläßt mich auch.

Ich muß so lange still stehen, bis ich erst wieder zu Athem komme, und wenn der Berg über mich einstürzte.

Er ist aber so nachsichtig, mit dem Ausbruch seines Steinregens gerade so lange zu warten, bis ich mit langsamen und bedächtigem Schritt auf der andern Seite angekommen bin.

Da steigt der blaue Schwefeldampf allenthalben aus den Ritzen der geborstenen dünnen Kruste, welche die unterirdische Gluth zu unsern Füßen deckt, und meine Gefährten erscheinen mir wie Geister, die sich in einer öden Schattenwelt be-

gegnen; denn lebende Menschen gehören nicht in dieses furchtbare Chaos.

Von dieser Seite muß nun der steile Gipfel des Kraters erstiegen werden; dies ist eine unsägliche Mühe; so wie man in der tiefen Asche hinanklimmt, gleitet man um die Hälfte wieder zurück; ein paarmal gab ich die Hoffnung auf, den Gipfel zu erreichen; aber ich sah meine Gefährten oben stehn, und wandte allen meinen noch übrigen Athem an, um nicht zurückzubleiben; als ich oben war, sank ich erschöpft am Rande des Kraters hin, und der höchste Grad von Ermattung ließ mich hier so sicher, wie auf gewohnter Lagerstätte, ruhen; denn die Gefahr drohet vergeblich, wenn alle Kräfte fehlen, ihr zu entfliehn.

Wir sehen nun eine Rauchwolke nach der andern, aus dem weiten Umfange des Abgrundes, sich emporwälzen; auf einmal entsteht ein dumpfes Gebrüll in der Tiefe, und wir sehen nun, ohne Gefahr, den prasselnden Steinregen, den der Sturm von uns hinwegweht, dicht zu unsern Füßen ausbrechen.

Von dem Gipfel der Zerstörung blicken wir auf die reizenden Gefilde von Neapel herab, und sehen das Meer mit seinen Inseln zu unsern Füßen.

Lacrymae Christi.

In einem Wirthshause am Fuße des Vesuv, trinken wir denn auch von dem Weine, der von den kostbarsten Zähren, die geweint wurden, lacrymae Christi heißt, und wider meine Erwartung, mehr herbe als angenehm schmeckte.

Seine Wirkung aber zeigte sich uns, in einem fürchterlichen Schauspiele, das hier zwar nichts Ungewöhnliches ist, aber sich jetzt zum erstenmale unsrem Auge darbot.

Dicht neben uns, aus dem Hause, stürzte ein Mensch mit wildem starren Blick, und todtenblaß; ein anderer, mit einem langen Messer, eilte ihm nach; jener suchte sich vergeblich mit der Flucht zu retten; schon hatte sein Verfolger ihn gefaßt, und stieß in rasender Wuth auf ihn zu; dieser suchte jedem Stoß, welcher ihm den Tod drohte, mit den mannichfaltigsten Wendungen auszuweichen, welches ihm verschiednemale gelang, weil der Mörder nur blindlings zustieß; ein junges Weib mit zerstreutem Haar kam aus dem Hause, und warf sich zwischen beide, und auf einmal ging nun der Wüthende, wie ganz besänftigt, nach dem Hause zu; ein alter Mann trat heraus, und gab ihm

mit einem dicken Knotenstock einen entsetzlichen Schlag auf die Schulter, und jener, wie ganz gefühllos, ging ins Haus, ohne ein Wort zu sagen; die übrigen begaben sich auch weg; der Schauplatz war auf einmal leer, und die fürchterliche Scene war vorüber, ohne daß nur die geringste Spur davon zurück blieb.

Der Anblick aber, wie sich das Weib zwischen die beiden stürzte, war so mahlerisch, als man sich nur irgend etwas denken kann, welche Bemerkung wir wohl machen konnten, da alles eine bloße Scene geblieben, und ohne Blutvergießen abgegangen war.

Solche Greuel hatten die Zähren Christi, welche über diesen Auftritt noch einmal hätten fließen mögen, hier veranlaßt. — Die Trunkenheit versetzt den Italiäner in Raserei, und die häufigsten Mordthaten ereignen sich, wo die stärksten Weine wachsen.

Alles pflegt sich hier bei solchen Scenen zurückzuziehen; es ist, als ob dann eine allgemeine Unsicherheit des Lebens herrsche, wo man sich kaum von dem, was vorgeht, zu reden getrauet, und ein jeder nur auf seine eigene Rettung und Sicherheit bedacht ist.

Neapel, den 16. May.

Neapolitanische Advokaten.

Auf einer Tribune an einem großen grünen Tisch saßen die Herrn Richter mit weiten langen schwarzen Röcken, und weißen Kragen; in ihrer Mitte präsidirte ein Signor Duca mit einem Ordensbande.

An den Stufen der Tribune, vor einem Geländer, standen die Advokaten, mit schwarzen Mänteln und kleinen Kragen, gerade in demselben Ornat, wie unsre protestantischen Prediger.

Hinter diesen drängte sich das Volk, welches in dem Gerichtssaal versammelt war, und welchem hier beständig der Zutritt freisteht. Der Saal war in der heißen Mittagsstunde so voller Menschen, daß man kaum athmen konnte.

Die Reden der Advokaten sind alle an den Signor Duca gerichtet, und wenn sie sich einander unterbrechen, so wird der eccellentiſimo Signore immer erst um Erlaubniß gebeten; dieser hat also einige Aehnlichkeit mit dem Sprecher im englischen Parlament.

Man kann sich nichts Einförmigeres und Langweiligeres denken, als die Art Deklamation, wo-

mit die Advokaten ihre Reden vortragen. Am füglichsten ist diese Deklamation mit dem trägen, schleppenden, halb singenden Tone, den man so oft auf den Kanzeln hört, zu vergleichen; hier kam nun noch die ganze Predigerkleidung hinzu, so daß man würklich manchmal, wenn man bloß auf den Ton achtet, in einem solchen neapolitanischen Advokaten, einen langweiligen deutschen Kanzelredner zu hören glaubt.

Auch hatte ein jeder von ihnen seine eigenen komischen Gebehrden und Gestus, welche ihm durch die Angewohnheit zur andern Natur geworden waren.

Es war nun gerade um die Zeit, wo man die Wohnungen zu verändern pflegt; die laufenden Prozesse drehten sich daher um lauter Miethskontrakte.

Der eine Advokat hielt eine zwei Stunden lange Rede, worin er sich im Namen seines Klienten über dessen Miethsmann beklagte, daß er alle Tage Konzerte und Bälle gäbe, und dadurch den Frieden des Hauswirths störe.

Nun nahm es sich sehr komisch aus, wie der Advokat des Gegners dergleichen Belustigungen, als Bälle und Konzerte, in einer weitläuftigen

Rede, von der moralischen Seite zu vertheidigen übernahm, um den Hauswirth als einen Störer unschuldiger Freuden darzustellen.

Der Glaube an den heiligen Januarius.

Ich kann das Fest des heiligen Januarius nicht abwarten, weil ich mit dem Procaccio reise; heute aber habe ich noch eine große Procession, als den Vorläufer zu diesem Feste, gesehen. Eine solche Prozession hat hier nichts Düsteres und Trauriges, wie in den nördlichen katholischen Ländern; man lacht und scherzt dabei, und alles hat ein ungezwungenes und fröhliches Ansehen.

Was kann dem Volke auch hier noch eine trübe Stunde machen, wenn es mit dem heiligen Januarius ausgesöhnt ist, welcher den furchtbaren Vesuv, als den einzigen Feind der Ruhe und Glückseligkeit dieses Landes, in seinen Schranken hält, und von dem also Heil und Wohlfahrt ganz allein abhängt; denn wenn er nur wacht, so hat für alles übrige die gütige Natur gesorgt.

Wenn man auf dem Wege nach Portici die Bildsäule des heiligen Januarius betrachtet, wie er dasteht, und mit dem aufgehobnen Finger den

Vesuv bedrohet, so kann man sich nicht enthalten, dies Volk wegen einer Zuversicht glücklich zu preisen, die ihm in einer so furchtbaren Nachbarschaft so oft nothwendig ist, wenn sein Genuß des Lebens nicht durch tausend ängstliche Besorgnisse unaufhörlich verbittert werden soll.

Den 17. May.

Rückreise von Neapel nach Rom mit dem Procaccio.

Der Procaccio ist eine Art von Post, zwischen Rom und Neapel, die übrigens mit dem Fuhrwerke der Vetturine ganz übereinkömmt, nur daß der zweirädrigen Chaisen, worin jedesmal zwei Personen sitzen, mehrere zusammen sind, die unter einem Fuhrmann stehen, für den ein Gewisses bestimmt ist, das aber nicht, wie bei unsern Posten, vorausbezahlt wird.

Es sind diesmal drei Wagen; mein Gefährt ist ein spanischer Mönch; in dem andern Wagen sitzt ein Pilgrimm mit dem wachstuchnen Mantel, und ein junges Frauenzimmer; in dem dritten sitzen ein paar ältliche Herren, welche, ihrem Gespräch nach, Advokaten zu seyn scheinen.

Mein spanischer Mönch, der aus dem Orden der Trinitarier ist, aus Malaga kömmt, und in ein anderes Kloster seines Ordens nach Rom geht, unterhält sich mit mir in abscheulichem Latein, und versichert mir mit Zuverläßigkeit, daß der König von Preußen als ein guter Katholischer Christ gestorben sey.

Mit

Mit stolzen Lobeserhebungen rühmt er mir den Wohlstand der spanischen Geistlichkeit, der sich bis auf die Bettelmönche erstreckt, wozu er auch gehört, und von denen er sagt, habent nihil, et habent omnia! (sie haben nichts, und haben doch alles!). —

Fondi, den 12. May.

Mitten im Regen, der uns auf dieser ganzen Reise verfolgt, habe ich mein Fondi wieder begrüßt. Am Abend klärte es sich doch ein wenig auf, und ich habe noch einen Spatziergang vor das Thor gemacht.

Unter einem Cypressenbaum saßen einige Frauen, wovon die eine fragte, wo der Signor Forastiere herkomme? — Da ich im Scherz erwiederte, aus der Türkei, so wollte sie Nachrichten von ihrem Sohne von mir haben, der sich in Konstantinopel aufhielt, und ihr viele Beschreibungen gemacht hatte, die ich nun bestätigen sollte, so daß ich mit meinen Antworten schlecht bestand.

Ich ging nun weiter, und kam in eine der reizendsten Gegenden vor der Stadt, wo ein paar Männer standen, mit denen ich mich in ein Gespräch einließ; sie waren schlecht gekleidet, und sahen todtenblaß aus.

Ich ergoß mich in Lobsprüche über ihren schönen Wohnplatz, und fragte sie um die Ursach ihres kranken Aussehens? — Dies sey bei ihnen nicht allein der Fall, erwiederten sie; diese ganze

Gegend sey höchst ungesund, und es herrschten beständig Fieber unter den Einwohnern, darum widerriethen sie mir auch sehr ernstlich meinen Vorsatz, den ich gegen sie geäußert hatte, daß ich wohl einige Wochen hier zubringen möchte. —

Fondi.
Abends.

Un huomo di Confcienza.

Dieser junge Mensch, der hier ermordet ist, hätte sich also an einen huomo di Confcienza (Mann von Gewissen) wenden sollen — und was heißt das — Ein Geistlicher, oder auch ein Mann, der nicht aus dem Pöbel, der nicht arm ist.

Je weniger also, nach diesem Maaßstabe, einer zu verlieren hat, desto weniger Gewissen hat er auch. — Ich habe nie ein schrecklichers und herabwürdigenderes Wort für die Menschheit, als dies, gehört.

Der einen Klasse von Menschen ausschließend Gewissen zuzuschreiben und der andern nicht — und das dazu bei einer Religion, welche die kleinsten Sünden und Verbrechen aufzählt, und Belohnungen und Strafen auf mannichfaltige Weise nach dem Tode verheißt und drohet.

Hat denn der Pöbel, der selber den Dolch zur Rache zückt, während daß die Gerechtigkeit ihr Schwerdt in der Scheide verrosten läßt, etwa ein unreineres Gewissen, als die Priesterschaft, welche ihn bis zu dieser viehischen Gefühllosigkeit darnie-

verdrückt, die kein Mitleid und kein Erbarmen kennt? —

Ich schlafe mit meinem spanischen Mönch, und den beiden Herrn Advokaten in einem Zimmer; hier wird viel Latein gesprochen; die Herren drücken sich mit einiger Schwürigkeit aus, und gestehen selbst die Wahrheit des Sprichwortes ein: daß Rom aus Italien nach Deutschland gewandert sey.

Velletri, den 13. May.

Sumus Dei!

Die Herren Geistlichen sind doch auch Menschen, wie wir andern, sagte einer von der Tischgesellschaft. —

Homines sumus, versetzte mein spanischer Mönch, sed in officio sumus dei. —

Quasi Dei! erwiederte der junge Mann. —

Sumus Dei! wiederholte mein Trinitarier mit düsterzusammengezognen Augenbraunen, und einem Inquisitenblick, der hier seine Kraft verlohren hatte; denn die Tischgesellschaft lächelte nur dazu. —

Rom, den 14. May.

Als wir uns heute Rom näherten, äußerte mir mein spanischer Mönch sehr naiv seine Besorgnisse, weswegen er seinen vorigen Aufenthalt mit dem künftigen im Grunde ungern vertauschte.

Denn, sagte er, in Spanien wird der Mönch, in den Häusern wo er Zutritt hat, bewirthet; in Italien aber und besonders in Rom ist es umgekehrt; da muß der Mönch bringen, wenn er in einem Hause Zutritt haben will; wie dies denn auch wirklich der Fall ist. —

In ehrlichen Bürgerhäusern in Rom werden die Mönche nicht geduldet, weil ein solches Haus dadurch leicht in üblen Ruf kömmt, und die Töchter sitzen bleiben.

In Häusern aber, wo Armuth und schlechte Wirthschaft herrscht, ist auch für den Mönch nichts zu holen, sondern er muß, wenn er Zutritt haben will, von dem, was er zusammengebettelt hat, auch seine Beisteuer geben.

Rom, den 16. May.

In Rom scheint eine Todtenstille zu herrschen, wenn man von Neapel hieher zurückkömmt. — Alles ist hier einsam und klösterlich, gegen das Geräusch und Gewühl in den Straßen Toledo, Chiaja u. s. w.

Mitten im May ist hier noch eine empfindliche Kälte. Dies ist aber auch etwas Ungewöhnliches.

Die hiesigen Einwohner, welche in ihre Mäntel gehüllt, auf der Straße gehen, wärmen sich an einem kleinen Kohlentopfe, und rufen verwundernd aus: che maggio! (welch ein May!)

Demohngeachtet ist mir wohl, daß ich wieder in Rom bin; ich habe die Peterskirche wie meine alte Wohnung begrüßt; sie ist bei dieser unangenehmen Witterung der angenehmste Aufenthalt, den man sich denken kann; ich habe die kurze und schöne Messiade des Vida darin durchgelesen.

Mein Wirth zieht aus dieser Straße weg, nach dem Platze Barberini, und ich werde mit ihm ziehen, weil wir nun aneinander gewöhnt sind.

Man muß die Frauen hier nicht nach dem Namen ihres Mannes sondern bei ihrem Vornamen nennen. —

So heißt z. B. mein Wirth Signor Pasguale, und meine Wirthin Signora Lena.

Nun besuchte mich dieser Tage einer meiner Freunde, und sagte zu meiner Wirthin, auf deutsche Art, indem er sie anredete Signora Pasguala!

Dies war die höchste Beleidigung; denn Pasguala hat zufälliger Weise die Bedeutung von einem läderlichen Frauenzimmer, die allen Mannspersonen nachläuft.

Er hatte viele Mühe sie wieder zu versöhnen, und ihr die Unschuld seines Herzens, bei diesem Ausdruck, zu beweisen.

Rom, den 25. May.

Die Villa Millini.

Wir haben diesen schönen Tag zu einem Spatziergang nach der Villa Millini benutzt, nach der ich mich schon so lange gesehnt habe. —

Nicht leicht kann eine Beschreibung anpassender seyn, als die des Martial von diesem reizenden Landsitze, welcher zu den Zeiten des Dichters einem Namensgenossen desselben, dem Tullius Martial, gehörte.

Diese Villa liegt jenseit der Tiber auf einem der höchsten Hügel bei Rom, welcher jetzt Monte Mario heißt, ehemals aber unter dem Namen Janiculus mit begriffen wurde. Hohe Cypressen beschatten den Gipfel, worauf das Landhaus steht, und oben am Abhange des Hügels genießt man einen der reizendsten Prospekte über Rom und seine umliegenden Gegenden.

In der Mitte des Abhanges tritt eine Terrasse hervor, auf welcher die Villa Madama, nach Raphaels Entwurf, von dem Kardinal Julius von Medicis erbauet ist, und von der Madame Margarethe von Oestreich, einer Tochter Karls

des fünften, welche dem Alexander von Medicis vermählt war, ihren Namen herleitet. Vom Fuß des Berges bis an die Tiber erstreckt sich eine Ebene mit Alleen und Weingärten.

Diese Ebene, die reizende Villa Madama, am Abhange des Berges, und der hervorragende mit Cypressen beschattete Gipfel zieht den Blick unwiderstehlich an sich: und so wie man diesseits an dem gekrümmten Ufer der Tiber hinwandelt, erweitert, eröfnet und verändert sich die Scene jenseits auf die mannichfaltigste Weise.

Besonders schön bildet sich der Sonnenuntergang hinter den Cypressen, und ein Spatziergang am Abend am diesseitigen Ufer der Tiber, mit der Aussicht auf die jenseitigen abwechselnden Hügel, gewährt ein reines und stilles Vergnügen. —

Ein einsamer Weg geht nehmlich dicht am Ufer der Tiber noch hinter den Gärten hin, und erstreckt sich bis an den alten Pons Milvius, eine Brücke über die Tiber, welche jetzt Ponte Molle heißt.

Nach eben dieser Brücke geht vor dem nördlichen Thore von Rom aus, eine schnurgrade Straße, in der Richtung der alten Via Flaminia. Diese Straße kann man als eine Fortsetzung des

Korso betrachten, der sich innerhalb vom Thore bis an den Kapitolinischen Berg erstreckt.

Der Korso, innerhalb des Thores, und seine Fortsetzung bis an die Pontemolle außerhalb, ist der Schauplatz, wo an Festtagen, und bei schönem Wetter, sich unaufhörlich die Pracht der römischen Karossen zeigt.

Durch die dazwischenliegenden Gärten, von dieser geräuschvollen Straße abgeschnitten, kann man bis nach Pontemolle an den Krümmungen der Tiber gehen, und hat alsdann den vollen Prospekt auf die jenseitigen Hügel, welcher einem auf der graden Straße durch hohe Mauern entzogen wird.

So viel von der Aussicht auf den Monte Mario und die Villa Millini. Was nun den Prospekt vom Monte Mario anbetrift, so kann nichts zutreffender auf denselben seyn, als folgende Beschreibung Martials:

Die kleinen Ländereien des Tullius Martial, sagt er, liegen längst dem Rücken des Janikulus hin. — Der ebene Gipfel schwillt allmälig an, freut sich eines reinern Himmels, und während die gekrümmten Thäler noch der Nebel deckt, genießt er allein eines eigenen Sonnenlichts. — Von hieraus kannst Du die sieben mächtigen Berge

sehen, und Rom in seinem Umfange schätzen. — Dein Auge erblickt die Hügel von Alba und Tuskulum, und tiefer in dem Gebürge glänzt der Schnee. — Auf der flaminischen und salarischen Straße siehst Du die Wagen rollen, und hörest ihr Geräusch nicht, damit dein Schlummer nicht gestört sey. — Unter dem nahen Pons Milvius gleiten die schnellen Schiffe die heilige Tiber hinunter, ohne daß das Rufen und Getöse der Schiffer bis zu dir hinaufschallt. —

Die Ponte Molle in der Nähe, die Schiffe, welche die Tiber hinunter fahren, die Wagen auf der Via Flaminia und Via Salaria — dies alles sieht man noch jetzt, wie damals.

Die sieben herrschenden Hügel, (septem dominos montes), welche noch jetzt mit ihren Gebäuden und Ruinen aus der Fläche des nun bebauten Marsfeldes hervorragen;

Und dann die Berge, welche in einer Entfernung von drey Meilen von Rom sich ringsumher lagern, und die großen Ebenen einschließen, in welcher die Königin der Städte einsam liegt.

Von hieraus stellte der Landschaftsmahler Hackert in Neapel die Stadt Rom mit ihren Pallästen und Ruinen in einem der interessantesten Ge-

sichtspunkte dar — und der Landschaftsmahler und Professor Lüdke in Berlin, entwarf bei seinem Aufenthalt in Italien, von eben diesem Standpunkte aus, eine Zeichnung von Rom; so daß also dieselbe Aussicht, welche vor anderthalbtausend Jahren ein Dichter prieß, nun auch durch die Mahlerei erhoben, dem Auge des Abwesenden und Fremden näher gerückt wird, und, bei ihrer Betrachtung, der Gedanke an die Vergangenheit den Reiz des gegenwärtigen Genusses erhöht.

Den 30. May.

Das Kapitol.

Der Hauptaufgang zum Kapitol ist jetzt an der entgegengesetzten Seite, wo er ehmals war; die alte Straße ging vom römischen Forum hinauf, dem es jetzt seine Rückseite zuwendet.

Es würde ein herrlicher Anblick seyn, wenn man gerade vom Korso auf das Kapitol stiege, und es von der Porta del Popolo an in schnurgerader Richtung vor sich liegen sähe.

Jetzt endigt sich der Korso in einen schmalen schmutzigen Steig auf den Kapitolinischen Berg, und zu dem Hauptaufgange muß man erst durch eine Queerstraße zur Seite gehn, wo sich der Prospekt vom Kapitol nur zur Hälfte zeigt, bis man beinahe dicht davor steht.

Ein andermal beschreibe ich Ihnen diesen Aufgang, und den ganzen Kapitolinischen Berg; jetzt führe ich Sie gleich die innere Treppe zu dem wichtigsten Theile des jetzigen Kapitols hinauf, der, unter dem Namen des Kapitolinischen Museums, die größte Sammlung von Alterthümern aufbewahrt.

Die Treppe zum Museum.

Zwischen schönen und merkwürdigen Ueberresten der Vorzeit steigt man diese Treppe hinauf. —

Besonders ehrwürdig ist der Anblick der eingemauerten Fragmente, von dem Grundriß des alten Roms auf einer Marmortafel, die man auf der alten Via Sakra in dem Tempel der Roma fand, der jetzt in eine kleine Kirche verwandelt ist.

Man entdeckte diesen Schatz erst, als er von den Arbeitern, die den Tempel umwandelten, schon in Stücken zerschlagen war, die man nun sorgfältig wieder zusammenfügte, und daraus, ohngeachtet der Verstümmelung, noch einen anschaulichen Begriff von den meisten Straßen des alten Roms erhalten kann.

Von mehrern Gebäuden, wie z. B. vom Tempel der Minerva, ist der Umriß noch ganz vollständig vorhanden, und man sieht daraus, daß die jetzige Kirche Sopra la Minerva gerade auf dem Grunde des alten Tempels errichtet ist. — Auch von dem Umfange einiger der alten Bäder läßt sich aus diesen Fragmenten noch eine deutliche und anschauliche Vorstellung zusammensetzen.

Diese

Diese Fragmente sind in sechs und zwanzig großen viereckigten Tafeln, an beiden Seiten der Treppe, eingemauert, und über der ersten Tafel befindet sich ein Maaßstab, welcher achtzig Fuß, nach altem römischen Maaß enthält. — Aus einer Inschrift läßt sich schließen, daß dieser Grundriß von Rom, unter dem Kaiser Septimius Severus in Marmor gegraben sey.

Dieser Grundriß ist gewiß eins der schönsten Ueberbleibsel des Alterthums; man wandelt bei seinem Anblick in den Straßen des alten Roms; und der Aufgang zu dem Innern des Kapitols konnte keine würdigere und angemeßnere Verzierung haben.

Noch zieren diesen Aufgang ein paar Fragmente von dem Triumphbogen des Mark Aurel, der sonst den Korso schmückte, als er noch die Via Flaminia hieß, und dessen Platz, wo er ehemals stand, noch jetzt durch einen Stein bezeichnet wird.

Dies sind zwei in die Wand gemauerte Basreliefs, wovon das eine den Mark Aurel auf einer Tribune darstellt, wo er die Bittschriften des vor ihm versammelten Volkes anzunehmen und zu lesen im Begriff ist. Es herrscht eine Simplizität

und Würde in dieser Darstellung, wodurch man sich in jene Zeiten versetzt fühlt, die selbst in Gewohnheit und Kostume immer noch ein ehrwürdigeres Gepräge, als die unsrigen, haben.

Auf dem andern Basrelief wird die jüngere Faustina, deren sterbliche Hülle auf dem Scheiterhaufen in Asche verwandelt ist, von der geflügelten Diana emporgetragen; und der fromme Mark Aurel sieht dem erhabnen Fluge seiner unsterblichen Freundin nach. —

In zwei Seitennischen stehen alte Götterbilder; das eine ist die Juno Sospita von Lanuvium, auf welche eine Beschreibung des Cicero noch buchstäblich paßt: ihr Haupt bedeckt ein Ziegenfell; sie trägt ein Schild und Spieß, und ihre Schuh sind vorn gekrümmt; zu ihren Füßen steht die alte römische Inschrift: Juno Lanuvina.

Die alten Römer hatten eine große Verehrung für dies Götterbild; Livius erzählt von ihm die Sage, daß es einst geweint habe, wodurch der ganze Staat in Furcht und Schrecken gerathen sey.

In der andern Nische steht eine Bildsäule mit der Unterschrift pudicitia, wovon aber der Kopf, wie man glaubt, von Michel Angelo ergänzt ist.

Alte Inschriften.

Ich führe Sie nun in das erste Zimmer, wo sich die Denkmäler und Inschriften von entfernten Städten und Provinzen vertraulich beisammen finden, und wo man Jahrhunderte von Roms Geschichte in ihren ehrwürdigsten Urkunden an einer einzigen Wand übersieht. —

Hier, kann man sagen, ist das eigentliche Heiligthum der Geschichte, wo dieselbe Schrift, die vor Jahrtausenden in Erz und Marmor gegraben wurde, noch in ihren vollen Zügen lebendig wieder vors Auge tritt, und jene verfloßnen Zeiten aufs neue vor die Seele zaubert. —

Eine ortographische Merkwürdigkeit der vorigen Zeiten.

Die erste Nummer dieser Inschrift über der Thüre ist ein höchst merkwürdiges Denkmal für unsre neuen Ortographen; das v, als Konsonant, ist nehmlich durchgängig mit einem f ausgedrückt; und zwar geschah dieses auf Befehl des Kaisers Tiberius Klaudius, welcher, da er sonst eben keine der glänzendsten Rollen unter den Kaisern spielte, doch wenigstens ein Reformator der

Ortographie werden, und sich das Verdienst machen wollte, ein überflüßiges Schriftzeichen zu verbannen.

Daß dies Kaisergebot nicht respektirt worden sey, sieht man aus den nachherigen Inschriften; die Gelehrsamkeit kann aber doch aus dieser Inschrift noch einen wichtigen Nutzen ziehen, weil daraus die Aussprache das v berichtigt, und erwiesen werden kann: daß diese von der Aussprache des f nicht müsse verschieden gewesen seyn, weil man sich sonst dieses Schriftzeichens anstatt des v nicht hätte bedienen können.

Den Reformatoren der Ortographie aber muß diese Inschrift von vorzüglichem Werth seyn, weil daraus erhellet, daß sie in die Fußtapfen des berühmten Kaisers Tiberius Klaudius treten.

Ein chronologischer Fund.

Da die Jahre der Römer bloß mit den Namen der Konsuln bezeichnet wurden, so ist unter den Inschriften die sechs und sechszigste Nummer deswegen vorzüglich merkwürdig, weil zu dem Namen des Konsuls P. Cölius das Jahr 922 von Roms Erbauung hinzugefügt ist, und man also hierdurch von dem eigentlichen Alter

der Stadt Rom, wie es damals angenommen wurde, gewiß wird.

Mitten unter diesen alten Inschriften befindet sich eine neue, welche das römische Volk dem Pabst Alexander dem siebenten weihte, weil er den Bau von diesem Theil des neuen Kapitoliums, nach Michel Angelos Entwurf, vollendet hatte.

Die Marmorsärge der Alten.

In eben diesem Zimmer befinden sich eine Anzahl antiker Marmorsärge, an welchen sich die schöne Vorstellungsart der Alten in den reizendsten Bildern darstellt. Lassen Sie sich also von mir in eine schönere Todtengruft, als nach der Westmünsterabtei oder nach St. Denis führen!

Die Amozonenschlacht.

Auf dem einen dieser Särge, von parischem Marmor, ist eine Amazonenschlacht abgebildet. — Auf der Fronte des Deckels sieht man weinende Amazonen, und andre, deren Arme gebunden sind.

Unter den Gebeinen in diesem Sarge fand man versteinerten Balsam, und einen kleinen goldnen Ring mit Edelgesteinen besetzt. Scheinen nicht jene Sinnbilder auf das Grabmal einer Heldin

zu deuten, die vielleicht, wie Zenobia, selbst ins Treffen ging, und als ein Opfer ihres Heldenmuthes fiel, den die bildende Kunst in dem Marmor verewigte?

Der umgestürzte Terminus.

Auf einem andern Sarge ist die Zeit abgebildet, welche die Hülle eines erblaßten Jünglings umfaßt. —

Ein Terminus hinter ihr ist zu Boden gestürzt. —

Diana mit der Fackel, von einem Liebesgott begleitet, steigt vom Wagen, um ihren Endymion zu suchen. —

Unter diesem schönen Symbol pflegten die Alten häufig den Tod des Jünglings anzudeuten. —

In dem Deckel des Sarges sind drei kleine Oefnungen, in welche man wahrscheinlich bei dem Todtenopfer den heiligen Wein ausgoß.

Prometheus.

Diesem Sarge gegenüber steht ein andrer, wo auf der rechten Seite die Sonne auf ihrem Wagen emporsteigt, und auf der linken sich niedersenkt, wo Diana, als die Göttin der Nacht verweilt. —

Prometheus bildet den Menschen aus Thon; Minerva steht ihm bei, und setzt dem Neugebildeten einen Schmetterling aufs Haupt, um gleichsam den Geist ihm einzuflößen. —

Nach oben zu ist eine Gestalt, die alles genau zu beobachten, und das Schicksal des Neuerschaffenen zu überdenken scheint. —

Amor und Psyche umarmen sich, um auf die Vereinigung der Seele und des Körpers anzuspielen.

Die Elemente, unter ihren Symbolen, fachen das Leben an, und erhalten es während seiner kurzen Dauer. —

Nun aber ruht schon unter dem Wagen der Diana die Hülle des neugebildeten Menschen, und der Schmetterling flieht von ihm; ein Genius mit der umgekehrten Fackel und den Kranz in der andern Hand, blickt traurig zur Erde nieder. —

Die Seele, in Gestalt der Psyche, wird vom Merkur nach Elysium geleitet; und Prometheus, an dessen Leben der Geier nagt, büßt nun für seine Schöpfung des hinfälligen Menschen. —

Auf dem Deckel ruht ein Jüngling, wie im sanften Schlummer, mit zwei Mohnstengeln in der Hand. —

Ein Knabe hält eine Frucht in der einen, und einen kleinen Vogel in der andern Hand. —

Man schreibt gern diesen Sarg dem schönen Diadumenianus, einem Sohne des Kaisers Makrinus zu, der in seinem zwölften Jahre, mit seinem Vater ums Leben kam.

Die neun Musen.

Auf noch einem andern Sarge sind in den reizendsten Stellungen die neun Musen abgebildet — auf der einen Seite ist Sokrates sitzend, und vor ihm eine verschleierte Frau, auf einem niedrigen Säulenschaft gestützt, die mit ihm zu philosophiren scheint.

Auf der andern Seite ist Homer sitzend abgebildet, und vor ihm eine unverschleierte Frau, die ihm ein Volumen überreicht.

Der Deckel ist, gleichsam um den Ernst zu mildern, mit scherzenden Abbildungen von Meerungeheuern, Nereiden u. s. w. rund umgeben. —

Man fand diese Urne drei Meilen von Rom, auf dem Wege nach Ostia.

Könnten wohl schönere Symbole den Sarg eines Weisen, eines Redners, oder Dichters zieren? —

Diana und Endymion.

Auf dem letzten Sarge steigt Diana von ihrem Wagen, um den schlafenden Endymion zu besuchen; Morpheus, Amoretten und Genien, Hirten und Heerden sind umher. —

Den Deckel zieren fünf abgetheilte Basreliefs:

Auf dem ersten sieht man zwei Parzen, die den Lebensfaden spinnen, und Lachesis, die ihn abschneidet.

Auf dem zweiten Telesphorus, den Gott der Wiedergenesung.

Auf dem dritten, Pluto und Proserpina mit dem Cerberus zu ihren Füßen.

Auf dem vierten, Merkur, welcher die Seelen zur Unterwelt geleitet.

Auf dem fünften, Mann und Frau sich umarmend, und auf einem Ruhebette sitzend; einen Hund zu ihren Füßen.

Ein Leichenstein.

Bei der Thür steht ein schöner Leichenstein, auf welchem sich zwei runde Höhlungen befinden,

welche die Aschentöpfe des liebenden Ehepaars in sich faßten, dessen die Inschrift erwähnt. —

Mit angenehmen Schauer betrete ich jedesmal dieses Zimmer, welches nach Jahrtausenden noch das heilige Andenken der Todten in schönen Symbolen aufbewahrt, und auf die süßeste Art mit den Bildern des Todes uns vertraut macht. —

Die Vase.

In der Mitte des Zimmers steht eine Vase von weißem Marmor, die von besondrer Schönheit ist, und von welcher dies Zimmer selbst seinen Namen führt.

Sie ruht auf einem runden Altar, der ihr zum Fußgestelle dient; sie ist in der größten Vollkommenheit, in allen ihren Theilen ausgearbeitet; man glaubt daß sie dem Bachus gewidmet war, weil Verzierungen von Weinlaub daran abgebildet sind.

Sie wurde auf der alten appischen Straße, nicht weit von dem Grabmal der Cecilia Metella gefunden; rund um dem Altar sind in der schönsten Etrurischen Manier die zwölf großen Gottheiten abgebildet; diesen Altar fand man zu Nettuno.

Tivoli, den 4. Juni.

„ Lächelt doch kein Winkel auf Erden so schön
„wie dieser!“

Immer schwebten die Worte des Dichters, der hier seine süßesten Tage verlebte, vor meiner Seele und auf meinen Lippen, da ich deinen seligen Höhen, beglücktes Tibur, mich näherte.

O wie oft habe ich sehnsuchtsvoll von den Hügeln Roms in jene Ferne geblicket, wo die hochliegenden weißen Häuser, aus dem dunkeln Grün, wie ein zarter glänzender Streifen den Berg hinunter, dem Auge deine Spur bezeichnen!

Und wie war mir, als nun das majestätische Gebirge sich näherte, dessen Eingang zwei sich entgegen kommende Hügel bilden, die vor dem Auge des Annähernden allmälig auseinander treten, und nach und nach den Blick in das Heiligthum der schaffenden und wirkenden Natur eröfnen, die hier in Höhlen und zwischen Felsen ihre Schätze entfaltet, und mit allen ihren Reizen hinter dieser schattigten Bergecke und jener sich verborgen hat.

„O daß einst hier der Sitz meines Alters sey!“ flehte der glückliche, zufriedene Sänger zu

den guten Göttern," o daß einst hier mein Freund
„die Asche seines geliebten Dichters mit seinen
„Thränen netzte!"

„Hier sey das Ziel des müden Wanderers,
„der den Stürmen des Lebens entflohen, in dieser
„vertraulichen Umschränkung den Frieden findet,
„den er über Meer und Land in der öden Weite
„vergebens suchte!"

O mein Freund, wie wahr ist jede Zeile des
Dichters, und mit welchem Gefühle spricht man
sie auf diesem Boden aus, wo sie wie Blumen
emporkeimten, die nur da am schönsten duften,
wo sie gebohren wurden!

Hier stürzt der Anio mit donnerndem Geräusch
von seinem Felsen in die Tiefe, und hallet von
des Sängers Liede zweitausendjähriges Echo wie-
der; dort ist Albuneens wiedertönende Halle, und
hier auf dieser Felsenhöhe in dem Bezirk der Her-
berge, die mich freundlich aufnimmt, steht vom
Monde sanft beschienen, mit seinem zierlichen
Säulenkranze der runde Tempel, der, der keuschen
Vesta heilig, in jene dunkle Tiefe hinunterblickte.

Aus dem Fenster meines Schlafzimmers schaue
ich in dies Heiligthum; ich höre das donnernde
Geräusch des nahen Wasserfalls, und sehe den

Berg hinan, auf welchem in der grauen fabelhaften Vorzeit des Katilus Mauern standen.

Vor Mitternacht kam kein Schlaf in meine Augen, und heute mit Sonnenaufgange wanderte ich schon an dem hohen Felsenabhange, und blickte mit süßem Schauder in das spiegelnde Bette des Anio hinunter, der nach ausgetobtem Sturme nun tief im Thale zwischen Blumen sanft hinwandelt, und wo das Gebirge sich eröfnet, durch die weite Ebne strömt. —

Ich wandere auf einem Wege in der Krümmung eines halben Mondes um das Thal, und komme nun schon auf die andre Berglehne, die der Höhe von Tivoli gegenüber liegt, und welch ein Anblick eröfnet sich hier vor mir!

Der Anio, vor seinem Sturze, bricht an der Seite durch die Stadt, und senkt mit sanftem Falle im weißen Silberglanze auf drei Stufen sich die Felsenwand hinunter, auf deren Rücken das alte Tibur steht.

O dieser Seitenfall ist gegen den donnernden Sturz ein sanftes Wiegen. Wie auf einer Tonleiter steigt sein süßes Rauschen nieder; Aug' und Ohr verfolgt begierig die reizende Wiederkehr, und sieht und hört sich nimmer satt.

Und du einsames Kloster, das hier dem Alterthumsforscher den Fleck bezeichnet, wo des Dichters ländlicher Wohnsitz stand, traure mit den dumpfen Tönen deiner Bußgesänge über der Vergangenheit herrliche Gefühle, die in deinen Mauern verstorben sind.

Ich gehe weiter, und sehe am Abhange der gegenüber liegenden Felsenhöhe hinter den Häusern von Tivoli die kleinen Gärten, noch so wie damals, als mein Dichter sang,

„von beweglichen Bächen benetzt,"

die, vom Anio abgeleitet, sich wieder sammlen, und sich zu mehreren noch kleinern Wasserfällen bilden. Dort rauschen sie plötzlich aus den himmelansteigenden Ruinen, von dem majestätischen Landsitze des Mäcen hervor, und schmücken den grünbemooßten Felsen mit ihrem Silberschaum. — Nun eröfnet sich mir auch zwischen den beiden Berglehnen die Aussicht in die weite Ebne. Einsam thronet dort auf ihren Hügeln mit ihren ewiggrünenden Gärten umkränzt, die Königin der Städte. Wie eine Bergspitze erhebt sich ihre Riesenkuppel, und deutlich unterscheidet das Auge die Säulen des Tempels vom Lateran.

Ich steige nun allmälig hinunter bis dahin, wo die beiden Berglehnen im Thale sich einander entgegen kommen. Hier quillt nicht weit von da, wo nach des Alterthumskenners Glauben, des Dichters Wohnsitz stand, ein Bach hervor,

„glänzender als Krystall."

Goldwasser (aquoria) ist jetzt sein Nahme, und erquickend am heissen Mittag seine Kühle. — Was hindert uns denn zu glauben, daß dies Blandusiens Quell sey, von dem der Dichter sang, er solle durch seine Lieder eine der berühmten Quellen werden, welches er nun geworden ist.

Nicht weit von hier zeigt man einige Ueberreste von dem Grabmahl der Cynthia, um welches der zärtliche Properz in elegischen Tönen klagte, die jetzt noch von den Lippen der Nachwelt wiederhallen.

Nun führt eine kleine hölzerne Brücke über den Anio — man vollendet den Cirkel, und steigt zur rechten Hand die Berglehne, welche vorher gegenüber lag, nach Tivoli hinauf. —

An diesem Abhange stehen die Ruinen von einem Tempel der dem Husten geweiht war, damit er die Brust der armen Sterblichen verschonen, und ihre Tage nicht kürzen möge.

Der Berg wird immer steiler, das Aufsteigen immer mühsamer, aber auch immer schöner die Aussicht, immer elastischer und reiner die Luft die man einathmet.

Nun tritt man in das Thor von Tivoli, mit der Ueberschrift: Senatus populusque Tiburtensis — eine enge und finstre Straße gewährt in der Mittagshitze dem ermüdeten Wanderer Schatten und Kühle.

Zur Rechten am Thore ist die Pforte zu der prachtvollen Villa von Este mit ihren Terrassen und Wasserwerken — zur Linken geht man zu den aufgethürmten Ruinen von dem Landhause des Mäcen, auf dessen Gipfel luftige Gärten grünen.

Man steigt nun weiter zwischen wirthbaren Häusern die enge Straße hinauf, und sieht zur Rechten die Riesenmauern von dem Tempel des Herkules, die der Zeit getrotzt haben, in die Kathedrale verbaüt.

Nun steigt man noch ein wenig höher, und vernimmt schon das Rauschen des Anio — mit wenigen Schritten ist man auf dem Gipfel der Anhöhe, und gelangt ermüdet in der erwünschten Herberge an, die den heiligen Tempel in ihrem Bezirk umschließt, von dem ich bei meiner Wan-

derung ausging, und welcher nun das Ziel ist, zu dem ich wiederkehre.

Der gute Franzesko, den die Künstler Vater nennen, versüßt dem Wandrer seine Ankunft jedesmal mit freundlichem Gesicht und Händedruck. — An seinem wirthbaren Heerde vergißt man seine Pilgerschaft, und einem ist hier zu Muthe, als wäre man, nach überstandenem Kummer, in der lieben Heimath angelangt.

Den 10. Juni.

Die Madonna von Tivoli.

Dieß ist ein altes beynahe ganz schwarz und unkenntlich gewordenes Marienbild, das man unter den Ruinen von der Villa des Quintilius Varus, eines Nachbars des Horaz, gefunden, und deswegen auch die Madonna di Quintilio Varo genannt hat. Dies Bild bewies gar bald seine wunderthätige Kraft, die Felder fruchtbar zu machen, und Regen und Sonnenschein vom Himmel zu bewirken.

Man errichtete ihm eine Kapelle nicht weit von dem Orte, wo es gefunden ward, und bei der Kapelle eine Einsiedeley, die aus einem Garten und artigem Häuschen besteht, worin zwey Einsiedler gemächlich wohnen, die Tag und Nacht den Dienst bey dem Bilde haben.

Alle Winter aber wird dies Marienbild feyerlich in die Stadt geholt, und alle Frühjahr zieht es wieder ins Feld hinaus, um den Früchten Gedeihen zu geben. —

Die Ueberreste von der Villa des Quintilius Varus liegen jenseit des Anio, der Stadt Tivoli gegenüber, auf einem Berge, der jetzt nicht nach

Horazens Vorschrift mit Weinstöcken, sondern mit Oelbäumen dicht bepflanzt ist; am Abhange dieses Berges, nicht weit von der Villa des Quintilius, liegt das dem heiligen Antonius gewidmete Kloster, das die Stelle von Horazens Landhause einnehmen soll, und wo noch in der Vertiefung des Klosterstalles ein antiker Fußboden von Mosaik gezeigt wird. — Wirklich paßt die Aussicht bei diesem Kloster beinahe Wort für Wort auf Horazens Beschreibung von dem herabstürzenden Anio auf die

— — — udá
mobilibus pomaria rivis.

Denn noch jetzt sind, wie ich Ihnen schon gesagt, von dem Anio, vor dem Fall desselben, eine Anzahl Bäche abgeleitet, welche kleine Obst- und Weingärten, an dem Abhange des Berges, auf welchem Tivoli liegt, bewässern.

Die Tiburni Lucus aber, welche Horaz besingt, bestehen jetzt aus schattigten Olivenwäldern, mit welchen die Berge von Tivoli dicht bepflanzt sind, und wodurch die Aussicht nach Tivoli aus der Ferne einen besondern Reiz erhält. —

Es versteckt sich gleichsam in dem Schatten der beiden Berge, die sich einander entgegen kommen:

es scheint schon von ferne in seine Kühlung einzuladen; und das ille terrarum angulus des Horaz erklärt sich eben durch diesen Anblick so schön und wahr, daß man mit ganzer Seele in seinen Ausruf einstimmt, und diesen Winkel der Erde vor allen liebgewinnt.

Zwischen dem Kloster St. Antonio also und der Villa des Quintilius Varus liegt die Kapelle und Einsiedeley, wo das wunderthätige Marienbild verehrt wird.

Nun war bis jetzt die Witterung ungewöhnlich schlecht. Der May war bey beständigem Regenwetter so kalt, wie man sich seit langen Zeiten nicht erinnert: und nun in den ersten Tagen des Junius ließ es sich nicht besser an, und man befürchtete schon, wegen der zu großen Nässe, Theurung und Miswachs. —

Als nun eines Morgens aber der Himmel anfing, sich aufzuklären, und die schöne Jahreszeit doch einmal ihren Anfang nehmen mußte, so holte man, voller Zutrauen zu ihrer Wunderkraft, die Madonna aus ihrer Kapelle, und brachte sie auf eine der höchsten Anhöhen bey Tivoli, von welcher man eine weite Aussicht in die umliegen-

chen Gegenden hat, und Wälder und Fluren, die des himmlischen Seegens bedurften, mit einem Blick übersehen konnte.

Die Ceremonie, welche hier mit dem Wunderbilde angestellt ward, bot ein höchst interessantes Schauspiel dar. Das Bild stand hoch auf einem Altar erhöht, um über die ganze Gegend seine Segnungen zu verbreiten. — Vor demselben war ein Gerüst gebauet, auf welchem der Bischof stand, um den Zorn der göttlichen Mutter über die Sünden des Volks zu versöhnen, und Vergebung von ihr zu erflehen; ringsumher auf der Ebene knieten alle Einwohner von Tivoli, Männer, Weiber und Kinder. —

Noch vor einigen Wochen waren einige schreckliche Mordthaten in Tivoli verübt, worüber der Hirt und Bischof dieser Stadt zuerst das sündige Volk selbst anklagte und zur Rechenschaft zog: „Wenn eure Felder wüste liegen, der Schooß der Erde euch seine Fruchtbarkeit, der Himmel seinen Sonnenschein euch versagt, sehet da die Frucht von eurer Bosheit, eurem Frevel, eurer Mordlust.“ —

Von diesem Eifer über die Sünden des Volks entbrannt, wandte er sich wieder zu dem Bilde,

und beschwur die himmlische Königin, dieses frevelnden Volkes nicht zu schonen, auf die muthwilligen Verbrecher ihre Blitze herabzuschleudern, und in ihrem Zorn sie zu vertilgen. —

Auf einmal aber, nach einer Pause, schien bey dem Redner das Mitleid über den entbrannten Zorn zu siegen. Doch nein! sagte er mit sanfter Stimme, (neppure questo!) Du wollest auch dieses nicht thun! — Den Schuldigen selbst, der um Erbarmung fleht, nicht strafen! u. s. w.

Nun kam es aber darauf an, daß dies Gebet erhört wurde; und dies ward nicht so leicht gemacht. — Der Bischof stellte sich als den gebeugten Vater für seine Kinder dar, schlug demuthsvoll an seine Brust und rief: misericordia! und alles Volk, Männer, Weiber und Kinder, auf dem Boden knieend, schlugen wie er an ihre Brust, und riefen schluchzend: misericordia! — allein vergeblich; die zürnende Königinn des Himmels blieb unerbittlich. —

Nach einer Pause schlug der Bischof aufs neue an seine Brust, und rief, gleichsam wie mit stärkerer Zuversicht: misericordia! und alles Volk stimmte lautschluchzend wieder ein. —

Nun schien der Zorn allmälig erweicht zu seyn, das Mitleid schien die Oberhand zu gewinnen — mit sanfterer Stimme redete nun der Seelenhirte die Büßenden an: (cari peccatori!) Lieben Sünder! u. s. w.

Die Sonne glänzte am heitern Himmel. — Der Frevel war nun ausgesöhnt, die Blutschuld weggewischt, die zürnende Herrscherin wieder gnädig. —

Vor dem Altar, worauf das Bild erhöhet stand, wurde eine feyerliche Messe gelesen, und zuletzt noch die geweihte Hostie, gleichsam wie zur Versöhnung, über die entsündigte Gegend hoch empor gehalten.

Das Weinen und Schluchzen des Volkes verwandelte sich auf der Stelle wieder in frölichen Muthwillen, nachdem der Himmel versöhnt, die Sündenschuld getilgt war. —

Man freute sich nun ganz des ersten schönen Abends, Knaben und Mädchen spielten auf dem grünen Rasen, die Alten nahmen Theil, — die Andacht war entflohn, die Madonna wieder weggetragen, und von Zerknirschung und Reue war nun keine Spur mehr da. —

Rom, den 30. Juni.

Spiele.

Panem et Circenses.

So hieß es freilich schon bei den alten Römern in ihrem gesunkenen Zustande. Allein ihre Circenses, ihre öffentlichen Spiele, woran das Volk seine Augen nicht sättigen konnte, waren auch das Prachtvollste, was nur die Einbildungskraft fassen kann. — Es waren gleichsam die stolzen Ruinen, unter welchen das mächtigste Volk der Erde darniedersank, indem es durch seinen eignen gigantischen Wachsthum endlich zu Boden gedruckt wurde.

Der ganze bekannte Erdkreis, bis an die entferntesten Wüsten, muste zu den Spielen zollen, woran Roms müssige Bürger sich ergötzten. Löwen, Tieger und Elephanten wurden Heerdenweise auf den Kampfplatz geführt. In dem Amphitheater des Vespasian, das achtzigtausend Zuschauer faßte, ließ die alle Begriffe übersteigende Verschwendung, unter der Herrschaft der Kaiser, von Arabiens Wohlgerüchen einen duftenden Regen auf die Zuschauer träufeln.

Die öffentlichen Bäder für das Volk, deren Ruinen noch jetzt Erstaunen erwecken, faßten Schauplätze, Bibliotheken, bedeckte Gänge, und zu jeder Art von Leibesübung besondere Plätze und Gebäude in sich, so daß sie den Umfang von Städten hatten; mit dem ungeheuersten Aufwande wurde in den Naumachien, auf einem schnell unter Wasser gesetzten Platze, dem Auge ein wirkliches Seetreffen dargestellt, wo die streitenden Partheyen zum Tode bestimmte Sklaven und Gefangne waren; die Pracht und Verschwendung bey dem Wettrennen im Cirkus gieng bis zur höchsten Ausschweifung; und alle diese Spiele wechselten das ganze Jahr hindurch ab, und erhielten das Volk in einem beständigen Taumel.

Die neuen Römer haben nun dafür das Karneval, und während desselben die beyden Opern-Theater Aliberti und Argentini; das Wettrennen der Pferde mit Flittergold besteckt, und ohne Reiter, in dem langen und schmalen Korso; im Sommer den Platz Navona, ein klein wenig unter Wasser gesetzt, worin man zur Lust mit Kutschen herumfährt, und die Räder benetzt; und erst seit einiger Zeit das Theater della Valle, wo allein außer der Karnevalszeit gespielt werden

darf, und zwar nur unter dem Vorwande, daß es eine bloße Kinderkomödie zur Uebung sey, und die Operetten, welche zugleich aufgeführt werden, nur zum Zwischenspiel oder Intermezzo dienen; so daß man genöthigt ist, um der Operette willen, oft die abgeschmacktesten Possen von den Kindern mit aufführen zu sehen.

Dafür aber nun, daß bey den neuern Römern keine Naumachie, kein Amphitheater, kein Wettrennen im Cirkus mehr statt findet, haben sie auch eine Ergötzung, welche die alten Römer noch nicht kannten, — dieß sind die Feuerwerke, woran das Volk in Rom ein unbeschreibliches Vergnügen findet, und wodurch die Sommerabende und Sommernächte vorzüglich lebhaft werden.

Es geht im Sommer fast kein Tag hin, wo nicht in irgend einer Straße in Rom, irgend einem Schutzheiligen zu Ehren, eine Art von kleinem Feuerwerke veranstaltet wird, wobey denn auch die Fenster in den Häusern erleuchtet sind, und alles ein lebhaftes, festliches Ansehen hat.

Von diesen kleinen Feuerwerken steigt man denn allmälig immer höher, bis zu der großen Girondola auf der Engelsburg, die ich gestern zum erstenmal aufsteigen sah, und die selbst die

alten Römer in nicht geringes Erstaunen gesetzt haben würde: ob sie gleich auch die ungeheure Unterlage dazu, das Grabmal des Hadrian an der Tiber, erst gebauet haben, von dessen Ruinen eben dies einzige Feuerwerk in seiner Art einen so majestätischen Anblick macht.

Dieß Feuerwerk hebt nehmlich damit an, daß von der Höhe der Engelsburg oder des Grabmals des Hadrian, einige tausend Raketen aus einem Punkt aufsteigen, und sich nach allen Seiten mit einem donnernden Getöse in die Luft verbreiten, wodurch die Tiber und ganz Rom mit seinen Hügeln auf einige Augenblicke erleuchtet wird, und dann auf einmal die Scene wieder in Nacht versinkt.

Dies ist, was man eigentlich die Girandola nennt; dann kommen Feuerräder und andere Spielwerke, bis sich das Ganze wieder mit einer zweyten Girandola schließt.

Auch hat das neue Rom noch ein Schauspiel aufzuweisen, wodurch es mit dem alten in Pracht und Größe wetteifert; dies ist die Erleuchtung der Peterskuppel. Diese Erleuchtung ist gewiß in der ganzen Welt unnachahmlich, weil das Gerüst dazu das einzige in seiner Art ist, und allenthalben erst

eine Peterskirche mit ihrer Kuppel untergesetzt werden müßte, um eine ähnliche Erscheinung in der Luft hervorzubringen.

Die ganze Erleuchtung besteht aus einer Art von Papierlaternen, womit die Reifen an der Kuppel, und die architektonischen Zierrathen an der Kirche und der Kuppel besteckt sind; die Masse schwindet in Nacht, und nur die Umrisse und Verzierungen dieses ersten Gebäudes der Welt erscheinen mit einem sanften Glanze wie in die dunkle Luft gezeichnet.

Noch ehe die Dämmerung einbricht, ist schon die ganze Erleuchtung zu Stande gebracht; und es giebt keinen schönern Anblick als den allmäligen Uebergang vom Hellen zum Dunkeln, worin die Masse sich immer mehr verliert, und die schimmernden Umrisse immer schärfer hervortreten. In der Dämmerung ist der schönste Zeitpunkt; das Ganze sieht alsdann einem Zauberwerke ähnlich.

Gewiß ist dies ein Gegenstand, der die Einbildungskraft im eigentlichen Sinne übersteigt: — Will man sich diese Erleuchtung nach ihrem U m f a n g e vorstellen, so wird das Bild sich ins Ungeheure verlieren; will man sie sich nach den zar-

ten Umrissen vorstellen, die sie in der Luft hervorbringt, so würde sich das Bild verkleinern. —

Die Menge von Zuschauern und Spatzierengehenden auf dem Petersplatze; die Stille und Heiterkeit der Luft, und dabey der Anblick jener schönen Verhältnisse in dem Bau des ersten Tempels der Erde, welche durch die Erleuchtung gleichsam herausgehoben, dem Auge sichtbar werden; dies alles flößt dem Gemüth eine sanfte schöne Stimmung ein, wo man sich gern unter der Menge verliert, und im ruhigen Lebensgenuß sich hingiebt. —

Rom, den 8ten Septbr. 1787.

Gestern wurde der Geburtstag der Jungfrau Maria gefeyert; — und mir däuchte, ich sehe das alte Rom in seinen religiösen Gebräuchen wieder aufleben.

Fast an allen Ecken der Straßen waren Altäre errichtet, mit frischem Grün bekränzt, und goldumsäumten Teppichen behangen.

Dies nahm am Morgen früh schon seinen Anfang, und dauerte bis in die Nacht, wo der heiligen Jungfrau zu Ehren fast in allen Straßen kleine Feuerwerke abgebrannt wurden, und die Fenster der Häuser erleuchtet waren.

Diese Feyer hat nichts Düstres und Trauriges; man geht spatzieren und genießt des schönen Abends in einem reizenden Gedränge vergnügter Menschen, welche schon durch die Schönheit der Jahreszeit, zu einem erhöhten Lebensgenuß gestimmt sind; denn wirklich sind es paradiesische Tage, die man jetzt hier verlebt, seitdem der erste Regenguß gefallen, und die angenehme Kühle des Septembers an die Stelle der brennenden Hitze im August getreten ist

Man könnte sagen, daß der Genuß solcher Tage allein schon der Mühe werth sey, hier zu leben; weil dies sanfte Klima, von dem man umgeben wird, und diese milde Luft, die man einathmet, doch durch nichts ersetzt werden kann, und ein vollkommen schöner Tag, den man genießt, zu den unschätzbaren Gütern des Lebens zu zählen ist.

Fast hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, wie der Papst frühmorgens die Geburtsfeyer der heiligen Jungfrau mit einem Zuge nach der Kirche bey der Porta del Popolo eröfnete, wo ein wunderthätiges Marienbild verehrt wird, auf dem Fleck, wo das Grabmal des Nero war.

Ich stand in einem Eckhause, nicht weit von dem Platze Popolo am Fenster, wo ich die Straße hinauf den Zug des Papstes mit einem Blick fast ganz übersehen konnte.

Die ungeheure schwere Kutsche des Papstes, mit sechs Schimmeln bespannt, ragte über den ganzen Zug hervor, und bewegte sich langsam fort. — Der voran reitende Prälat, mit dem vergoldeten Kreuze, bezeichnete die Ankunft des Oberhaupts der triumphirenden Kirche; zwey Paradepferde, die voran geführt wurden, verherrlichten den Triumph, und die umgebenden Schweitzer drohten

einem jeden mit ihren Hellebarden, der es an Ehrfurcht wollte ermangeln lassen.

Hinter dem Wagen trug man erstlich den Tritt zum Aus- und Einsteigen, der mit rothen Sammt beschlagen war; dann folgte eine kleine Parade-Sänfte von zwey Menschen getragen; hierauf ein Trupp Prälaten in violettnen Strümpfen auf Mauleseln reitend, und jeder Prälat wieder mit einem Trupp von Bedienten umgeben; alsdann noch eine große mit rothem Sammt beschlagene Sänfte von zwei Pferden getragen. Hierauf die rothe Garde zu Pferde mit Lanzen, Standarten, Pauken und Trompeten; hinter diesen die blaue Garde zu Pferde mit entblößten Säbeln; und dann endlich die großen und schweren Kutschen der Kardinäle mit Bedienten und Gefolge.

Wenn man nun erwägt, daß bey diesem Zuge zur Fortbringung eines einzigen Menschen, eine ungeheure Kutsche, zwey mit köstlichen Decken geschmückte Pferde, und eine kleine und eine große Sänfte in Bereitschaft sind; und einem alsdann auch die prophetischen Worte einfallen: siehe dein König kommt zu dir sanftmüthig, reitend auf einem Esel und auf dem Füllen der lastbaren Eselin; so kann man sich doch nicht enthal-

enthalten, an diesem Zuge, wenn man ihn die lange gerade Straße herunter kommen sieht, Vergnügen zu finden; denn ein ähnliches Schauspiel kann sich schwerlich in der Welt dem Auge darbieten; und das Volk ergötzt sich eben so daran, wie an den übrigen Lustbarkeiten, die von Zeit zu Zeit für dasselbe veranstaltet werden.

Die Volksgesinnung scheint hier ansteckend zu seyn; man gewöhnt sich nach und nach die Sachen blos anzusehn, und sie zum Zeitvertreibe vor sich übergehn zu lassen, ohne Reflexionen darüber anzustellen, die nichts nützen. Man beschränkt sich immer mehr auf den Moment, und hört auf, das Leben im Ganzen zu betrachten, und sich vergebliche Mühe zu geben, seine labyrinthischen Verwickelungen zu enträthseln.

Die Verehrung der Madonna bringt wirklich einen gewissen Reiz in alle die übrigen gottesdienstlichen Gebräuche, so wie die Bilder der heiligen Jungfrau über den Hausthüren auf den Straßen des Nachts statt einer Erleuchtung dienen, weil bey jedem eine brennende Laterne angebracht ist.

Der Gruß der Jungfrau Maria bezeichnet hier die letzte Stunde des Tages, das Ausruhen von der Arbeit — mit Ave Maria ertönt die Glocke

zum Feierabend, und in der schwülen Mittagshitze ist der Gedanke an den Abendgesang der heiligen Jungfrau der Trost des müden Arbeiters.

Dieser Abendgesang versammlet dann die Leute aus einer Nachbarschaft, Männer, Weiber und Kinder vor der Schwelle irgend eines Hauses, über dessen Thüre ein Bild der Madonna hängt.

In der kleinen Straße, wo ich wohne, versäume ich nie, des Abends aus meinem Fenster diesem Gesange zuzuhören, dessen Melodie und Ausdruck in mehr als einer Stelle rührend und herzerhebend ist.

Das Marienbild hängt über unserer nächsten benachbarten Thüre; Ein junges Weib mit einem Säugling an der Brust, die gerade uns gegenüber wohnt, kömmt gemeiniglich zuerst und kniet auf die Schwelle vor dem geweihten Bilde, bey dem alsdann die Lampe in der Laterne schon angezündet ist; dann kommen mehrere Weiber; die jungen Mädchen aus der Nachbarschaft, und kleine Kinder; die Männer bleiben mit entblößten Häuptern vor ihren Hausthüren stehen, und intoniren leise in den Gesang, der sich nun mit den Worten anhebt: —

Gelobt sey ewig,
Der Name Jesu und Maria!

Und nun ertönt das Lob der Jungfrau Maria, die mit den Sternen gekrönt ist, und den Mond zu ihren Füßen hat.

Die ohne Makel und ohne Flecken, mit der Klarheit der Sonne umkleidet ist, und angefleht wird, daß sie für die Beterinnen ein Spiegel des Lebens sey!

Die große Ausspenderin von den Schätzen des Himmels, solle doch den Betenden nicht fremd seyn:

Di Diò gran Tesoriera
O Non siate con noi straniera!

Golden ist das Haar der Himmelskönigin, und Licht ist ihr Gewand!

Maria, du schön gebildete, ich wünsche im Paradiese zu deinem Anschaun zu kommen!

Besonders schön nimmt sich das Madre d'amore! in dieser Zusammensetzung aus. — Man glaubt sich durch diese Bilder und Vorstellungen wiederum auf Augenblicke in das schöne Alterthum versetzt zu sehen.

Eine Strophe von diesem Gesange wird immer erst von einer Stimme allein vorgesungen, und alsdann von dem Chore wiederhohlt, wo denn freylich manchmal die Kinder dazwischen

schreyen und den Gesang verderben. Zuweilen, wenn der Haufen zu groß ist, wird alles wild durch einander geschrieen, und dann fällt allerdings die angenehme Täuschung wieder weg.

Meine Hausleute erzählen mir, daß ein Kanonikus, der einmal in ihrem Hause wohnte, bey diesen Gelegenheiten immer zu sagen pflegte: dort unten zanken sie schon wieder mit der Maria; und so klingt es auch wirklich, wenn der Gesang nicht ordentlich gesungen wird.

Der höchste Ausdruck der Mutterliebe, und die Verehrung der Gottheit in der Kindheit, sind Gegenstände, welche die Kunst begierig ergriffen, und zu unzähligen malen vervielfältigt dargestellt hat: weil unter den grausamen und widrigen Märtyrer- und abenteuerlichen Wundergeschichten diese schöne Idee, wie ein klarer Stern, allein hervortritt, und die irrende Hand zum Ausdruck des Schönen und Wahren leitet.

Die Idee von der heiligen Familie bringt das Religiöse noch näher an das stille häusliche Leben, wie in den reizenden Darstellungen des Garofolo, wo so viel Wahrheit und Natur, mit so viel Würde verknüpft ist, und wo der Mahler sich so sehr an diesen Gegenstand gehalten hat, daß man

wohl sieht, wie er ihn aus dem religiösen Stoff gleichsam herausgehoben, und ihn sich zu eigen gemacht habe.

Wie reizend ist die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten in mehrern Gemählden von dem liebenswürdigen Albano dargestellt! Engel scherzen, wie Liebesgötter auf den Bäumen, unter denen Joseph und Maria im Schatten ruhen, während das göttliche Kind mit den Genien auf dem Rasen spielet.

Liebenswürdiger kann man sich nichts denken, als wie Jesus und Johannes, auf einem Bilde im Pallast Kolonna, zum erstenmal, als Knaben, sich umarmen, beide wie schlanke Liebesgötter gestaltet, deren Züge von Sanftheit, Zartheit und Würde, mit einander wetteifern, welche von ihnen am meisten hervorschimmern sollen.

Die Gottheit in der Menschheit zu verehren, strebte der Meissel des Phidias, und Raphaels Pinsel, und strebt im Grunde jeder, der etwas Großes und Schönes zu vollenden, sich zum Augenmerk nimmt, weil jedes Werk des ächten Genius, wo es sich auch findet, die unverkennbare Spur des Göttlichen an sich trägt.

Rom, den 9. September.

Ich habe mich von meinem guten Pasquale, wegen der Unbequemlichkeit seiner Wohnung, trennen müssen, und wohne nun zwischen dem Korso und dem spanischen Platze in der Strada Vergognona, in dem Hause der Magaziniera, die diesen Nahmen hat, weil ihr verstorbener Mann einmal ein Magazin von Weinen führte, womit er Handel trieb.

Dieß Haus ist eine wahre Hütte des Friedens, die eine kleine frohe und glückliche Familie in sich schließt; eine Mutter mit zwei Töchtern, die ganz wider die hiesige Gewohnheit, die Woche hindurch mit Waschen und Nähen beschäftigt sind, und nur des Sonntags zur Messe gehen; ein Sohn, der mit seinem Fleiß und gewissen Einkommen eine bleibende Stütze dieser Familie ist; er ist bei der Annona oder dem Getreidewesen als Sekretair angestellt, und trägt, wie gewöhnlich, die Abbatenkleidung; auf das Heirathen scheint er, bis seine Familie versorgt ist, großmüthig Verzicht gethan zu haben.

Dieß Haus gehört, wie hier fast alle Häuser, die nicht Palläste der Großen sind, einem Kloster

zu; die Mutter aber hat schon seit funfzig Jahren dieß Haus bewohnt; die Kinder sind alle darin gebohren; diese gemiethete Hütte ist nun ihrer aller väterliches Haus geworden, das sie gewiß mit Wehmuth verlassen würden, wenn es den Klosterbrüdern je einfallen sollte, eine so harmlose Familie aus diesem stillen Sitze zu vertreiben.

Das Haus ist schmal, und nur zwei Fenster breit; eine kleine Treppe führt unmittelbar von der Straße in den ersten Stock, den ich bewohne, und welcher eine Stube, und eine Kammer nach dem Hofe zu, enthält.

Eine Treppe höher bewohnt die ganze Familie ebenfalls eine einzige Stube und Kammer. Auf dem Hofe steht ein weitumschattender Feigenbaum, und unter ihm springt das klarste Wasser, das von der Fontana di Trevi abgeleitet ist, aus einem Röhrbrunnen.

Die kleinen Höfe der Nachbarn sind so dicht und traulich umher, daß man sich aus dem Fenster beinahe die Hände reichen kann. Die Söhne und Töchter in diesen benachbarten Höfen sind miteinander aufgewachsen, und sprechen aus ihren Kammerfenstern über die Mauer miteinander. —

Hinter der Kammer ist ein bedeckter Gang, den der Feigenbaum beschattet, und an welchen sich ein Traubengeländer hinaufwindet. Hier sitze ich unter der wirthbaren Laube, und höre zuweilen den nachbarlichen Gesprächen zu.

Eine dritte Tochter aus dem Hause ist an einen jungen Mahler verheirathet, und hat ein bildschönes Kind gebohren, das die Freude der Eltern und der alten Mutter ist; Ursula heißt die Kleine; und wenn der Signor Abbate oder Segretario des Mittags und des Abends von der Annona zu Hause kömmt, so ruft er allemal schon vor der Thüre auf der Straße: Ursula! bis ihm die Kleine aus dem Fenster entgegenwinkt oder entgegenlächelt.

Ein paar kleinen Familienfesten habe ich hier beigewohnt, die wirklich patriarchalisch waren; es war ein Priester aus Subiako dabei, der auch aus diesem Hause stammt, denn er ist in der Kammer, wo ich itzt wohne, gebohren, und fühlt sich von seinem jetzigen Wohnorte noch immer nach der Hütte zurückgezogen, wo er zuerst das Licht erblickte, und die Tage seiner Kindheit verlebte.

Sonst darf kein Pfaffe und kein Mönch dieß sittsame Haus betreten. Die Gabe wird dem geweihten Bettler in Papier gewickelt aus dem Fenster zugeworfen, sein Fuß aber darf die heilige Schwelle der Unschuld und Eintracht nicht beschreiten.

Rom, den 14. Sept.

Die Villeggiatura, und eine Seligsprechung auf dem Kapitol.

Gewiß ist der Herbst Italiens Frühling. — Nichts kann auffallender seyn, als die plötzliche Verwandlung, welche nach dem ersten Regen am Ende des Augusts oder im Anfange des Septembers, hier in der ganzen Natur entsteht. Es ist, als ob alles sich aus einem langen Schlummer erhohlte; als ob die erschlafften Fibern sich wieder stählten und jugendlicher Muth und neue Lebenslust in jeden Busen sich ergösse.

Der Uebergang vom Sommer zum Herbste erweckt hier fast eben die Empfindung, wie bey uns der Uebergang vom Winter zum Frühlinge, so entgegengesetzt sich auch diese Abwechselungen sind.

Und man freuet sich hier des ersten Herbsttages eben so, als wenn bey uns der Schnee zerschmilzt, und wir die jungen Keime aus dem feuchten Boden sprossen sehen.

Dagegen ist der Uebergang zum Frühlinge, weil kein eigentlicher Winter vorhergeht, hier lange nicht so schön und auffallend, wie im nördli-

chen Klima. — Deswegen ist hier auch der Herbst die eigentliche Jahrszeit des Vergnügens, wo alles aufs Land eilet, um keinen dieser schönen bald vorbeyfliehenden Tage ungenutzt zu lassen.

Ein ganz eignes Vergnügen in dieser Jahrszeit ist das Vergnügen der Jagd, woran ein jeder, so gut er kann, Theil zu nehmen sucht. Dieß Vergnügen besteht nehmlich vorzüglich, Wachteln zu schießen; und selbst der Papst erlaubt sich auf seiner Villa zuweilen diese Lust, und gehet mit seinem Beyspiele der übrigen Klerisey vor, die auf eine Zeitlang ihrer Gravität und ihres Zwanges vergißt.

Der Abbate legt seinen schwarzen Habit ab, und spatziert mit der Flinte und der Jagdtasche vors Thor hinaus — man sieht Leute aus allen Ständen im Jagdhabit; denn alles will in diesen Tagen wenigstens scheinen auf die Jagd zu gehen.

Es giebt in diesem Klima keinen angenehmern Begriff, als den der Villeggiatura, oder Landlust, mit welcher die Idee von Muße, von Befreyung von allem Zwange, und von der schönsten Jahrszeit, unzertrennlich verknüpft sind. Es liegt zugleich etwas Vornehmes in dieser Idee, und wer daher nur irgend das Geld dazu

auftreiben kann, der macht im Herbst eine Villeggiätura.

Ich habe meine Villeggiatura vorweggenommen, indem ich im vergangenen Frühjahr und Sommer eine Zeitlang in Fraskati und Tivoli zugebracht habe.

Indeß entbehre ich dieß Vergnügen nicht sehr, denn Rom selber fesselt mich jetzt mehr wie jemals, und ich fühle kein Bedürfniß, diesen Aufenthalt mit irgend einem andern zu vertauschen. Es ist mir wie Schuppen von den Augen gefallen, und ich fange an, den Werth eines Tages einzusehen, den man hier mit ruhigem Geiste und eröffneten Sinnen zubringt.

Und ist es ein Wunder, wenn der Reichthum von Gegenständen, der sich hier zusammendrängt, den Ankommenden zuerst in ein dumpfes Erstaunen versetzt? — Das Schöne ist mächtiger, als die Einbildungskraft, und rächt sich an ihr durch Betäubung, wenn sie es auf einmal fassen will.

So wie man aus dieser Betäubung erwacht, enthüllet sich allmälig den ruhigern Sinnen, was vorher nur dunkel vor der Seele schwebte. Ein sanftes Gefühl des Schönen tritt an die Stelle der unruhigen Begier. Man greift dem Moment

der Empfindung nicht mehr vor, und das Gemüth bleibt jedem Eindruck offen.

Ich habe nun meine Wanderungen aufs neue angefangen, und setze sie in einer gewissen Ordnung fort.

Wenn ich des Morgens aus meiner Wohnung trete, bin ich mit ein paar Schritten auf dem Korso; so wie ich den Korso hinauf nach dem Kapitol zu gehe, komme ich vor dem Platze Kolonna und der Säule des Antonin vorbey, welche rechter Hand liegen bleiben; vor mir sehe ich die hervorragenden Häuser des Kapitolinischen Berges, und wenn ich mich umkehre, blicke ich die schnurgrade Straße bis nach der Porta del Popolo und dem großen Obelisk hinunter.

Und dieser Anblick wird einem nie alltäglich, er erinnert einen beständig neu und lebhaft, daß man in Rom sey, von dem man mit einem Male den lebhaftesten Theil übersieht.

Daher mag es auch wohl kommen, daß der Korso so etwas Anziehendes hat. Man fühlt sich in dieser Straße gleichsam wie zu Hause.

Auch ist mir der Weg über den Korso noch nie langweilig geworden, so oft ich nach dem Kapitol hinaufgewandert bin, das freilich seinen Aufgang

nicht geradezu vom Korso hat, welches sonst den prächtigsten Anblick machen würde, den man sich denken kann.

Nun ist aber der Kapitolinische Berg gerade da, wo er an den Korso stößt, mit unansehnlichen Häusern verbaut, und man muß sich rechter Hand wenden, wo ein breiter Stufengang zum jetzigen Kapitol und links eine Marmortreppe von 124 Stufen zu der Kirche Ara Cöli hinaufführet, auf deren Grunde der Tempel des Jupiter Feretrius stand, wovon noch zweyundzwanzig schöne Marmorsäulen den christlichen Tempel schmücken, in welchem ich das erstemal, als ich hineintrat, einen Franziskanermönch predigen hörte, der seinen Heiligen, und die gänzliche Verläugnung und Hingebung seiner selbst, als eine heroische Tugend, mit wirklich schönem Enthusiasmus, bis in den Himmel erhob, indem er von der reinen Flamme sprach, die alle Eigenheit zerstört, und von deren Hauch durchglüht, die Gottgeweihte Kreatur sich selbst zum Opfer darbringt.

Wenn der tapfere Decius mitten im Treffen sein Haupt den unterirrdischen Göttern weiht, um durch seinen freywilligen Tod sein Vaterland zu retten, so liegt doch auch das Heldenmäßige seiner

That, in der Aufopferung und Hingebung, nur mit dem Unterschiede, daß diese einen großen Endzweck hatte, jene Aufopferung aber, wovon der Franziskanermönch predigte, für das Leben unnütz und zwecklos ist.

Dessen ungeachtet bleibt die Idee von Aufopferung im poetischen Sinne noch immer schön, und läßt sich mit den reizendsten Farben ausmahlen, wie es denn dieser Mönch wirklich in der Schilderung seines Heiligen that. — In dieser Kirche, auf dem Kapitolinischen Berge, geschah vor einiger Zeit die Seligsprechung dreyer Franziskanermönche, wovon ich Ihnen, des sonderbaren Kontrastes wegen, gern ein Bild entwerfen möchte.

Zu dem Ende aber muß ich Sie auf dem Schauplatze, wo diese Scene vorging, erst noch mehr zu orientiren suchen: Der Kapitolinische Berg hat nehmlich zwey beträchtliche Erhöhungen, und in der Mitte eine Vertiefung, deren Fläche den eigentlichen Platz des jetzigen Kapitols ausmacht, in dessen Hintergrunde man den Pallast des Römischen Senators erblickt; an der rechten Seite ist der Pallast der Konservatoren, welche gewissermaßen den Stadtmagistrat von Rom ausmachen, und an der linken das Kapito-

linische Museum, welches die Sammlung der Alterthümer enthält; in der Mitte des Platzes steht die berühmte Bildsäule des Mark-Aurel zu Pferde. Am Aufgange ist eine mit antiken Trophäen und Bildsäulen verzierte Balustrade; und am Fuß des Aufganges sind zwey Sphynxe von Basalt, welche Wasser speien.

Zu den Erhöhungen auf beyden Seiten des Kapitolinischen Berges führen Stufen, Links zu der Kirche Aracöli, und Rechts zu dem Tarpejischen Felsen, auf dem der Tempel des Jupiter Kapitolinus stand.

Der Tempel des Jupiter Feretrius hat auch in seiner jetzigen Verwandlung noch einige Siegeszeichen aufzuweisen, dieß sind nehmlich verschiedene von den Türken erbeutete Fahnen, welche die Sieger der Feinde der Christenheit als ein glorreiches Denkmal in diesem erhabenen Tempel geweihet haben, der noch jetzt einen schönen und seiner Lage angemessenen Namen führt, und der Jungfrau Maria auf dem Altare des Himmels (in ara coeli) geweihet ist.

Hier war es also, wo die von Königen erbeuteten Siegeszeichen dargebracht wurden, wo Kamillus triumphirend seinen Einzug hielt, und wo auch

auch am 15ten August 1787, drey selig gesproche- nen Franziskanermönchen zu Ehren, ein glänzendes Fest gefeyert wurde; welchem ich denn auch mit.... bis um Mitternacht beywohnte.

Bald nach Mittage begann das Fest. — Die Wände der Kirche Ara Cöli waren, von außen und innen, mit kostbaren Teppichen behangen und die schönen antiken Marmorsäulen mit Gold durch- wirkten rothen Sammt umwunden. Der Fußbo- den war in der Kirche und auf dem Platze umher mit Blumen bestreut; und von dem in der Kirche aufgebauten Chore erscholl, mit den gottesdienst- lichen Ceremonien abwechselnd, eine rauschende volltönende Musik, welche zuweilen durch die sanf- ten einzelnen Stimmen der Sänger unterbrochen ward. Auf dem Platze des Kapitoliums aber hatte man schon die Zurüstungen zu einem Feuer- werk errichtet, und Bänke und Stühle für die Zuschauer in Bereitschaft gesetzt.

Auf der hohen Marmortreppe, wozu die Stu- fen aus einem berühmten Tempel des Romulus genommen sind, saßen die Verkäufer der kleinen Bücher, worin das Leben und die Thaten der drey selig gesprochenen Franziskanermönche be- schrieben waren; wovon der eine aus Subiako,

in der Verläugnung und Wegwerfung seiner selbst so weit gegangen war, daß er sich aus Demuth vor der Thüre des Speisesaals in seinem Kloster auf die Erde gelegt hatte, so daß die Mönche, welche das Essen heraustrugen und ihn nicht gleich bemerkten, über ihn fallen mußten.

Dieß hatte er deswegen gethan, damit auch diese Demüthigung ihm ja nicht möchte als etwas Gutes angerechnet werden, sondern daß ihm selbst dafür wieder eine neue Büßung aufgelegt würde, weil er doch Schuld wäre, daß die herausgehenden Mönche über ihn gefallen wären, und das Geschirr, welches sie trugen, zerbrochen hätten.

Zu lauter dergleichen Erfindungen nahm er seine Zuflucht, damit ihm nur immer neue Büßungen möchten aufgelegt werden, weil sein Beichtvater ihn gar nicht mehr für einen Sünder erkennen, und er doch mit Gewalt für einen der allergrößten Sünder gehalten seyn wollte.

Für diese grenzenlose Demuth wurde er denn auch einmal, vor dem Altare in der Kirche in Subiako im Angesicht der ganzen Gemeine, in die Höhe verzückt, so daß man fürchtete, er würde sich an der Decke der Kirche den Kopf zerstoßen; ein andermal hatte sich bei der Vorzeigung der

Monstranz ganz offenbar sein Gesicht verklärt, welches alles durch die verstorbenen Augenzeugen bekräftigt war.

Das Volk bekümmerte sich nun freylich nicht sowohl um die Geschichte dieser Heiligen, als daß es sich vielmehr auf das Feuerwerk freuete, wovon die Römer besonders große Liebhaber sind.

Ich brachte den Nachmittag mit *** bey einer immerwährenden Abwechselung in angenehmen Gesprächen zu. — Bald gingen wir auf dem Platze des Kapitoliums unter dem übrigen Haufen spatzieren — bald stiegen wir wieder die Stuffen nach Ara Cöli hinauf, und hörten eine Zeitlang der Musik zu, welche immer fortdauerte — dann genossen wir wieder von der Höhe des Anblicks über das ganze alte Rom, das Kolosseum, den Friedenstempel und den Palatinischen Berg. —

Am Abend begann nun erst das eigentliche Leben; die Haufen der Spatzierengehenden wurden immer gedrängter, und schon in der Dämmerung war das Kapitol erleuchtet. —

Nach und nach fing man an sich zu setzen, und die Stuhlvermiether schrieen, daß einem die Ohren gellten: luoghi, luoghi! Wir nahmen uns

nun auch Stühle. Das Feuerwerk begann, und machte auf diesem Platze, und zwischen den antiken Trophäen und Bildsäulen auf der Balustrade, die sich in der dunkeln Luft darstellte, einen schönen Effekt.

Alles war heiter und froh, und genoß dieses reizenden Schauspiels und des schönen Abends mit ganzer Seele — Familien, Freunde und Bekannte hatten sich neben einander gesetzt, oder vielmehr alles schien hier eine große Familie zu seyn; man lachte, scherzte und freute sich der schnell verfliegenden Stunden, und an die schweren Büßungen — und Kasteyungen der Seliggesprochenen, denen man dies Fest zu verdanken hatte, ward nun nicht mehr gedacht, als in sofern man ihre Abtödtungen und harte Büßungen durch frohen Genuß des Lebens gleichsam wieder gut zu machen, und den Himmel darüber zu versöhnen suchte.

Um Mitternacht war die ganze Scene wieder verdunkelt, wir stiegen auf der andern Seite am Abhange des Kapitols unter schattichten Bäumen die alte Via sacra, oder den heiligen Weg hinunter, und in der Ferne beleuchtete der Mond den Triumphbogen des Titus, und die Ruinen von dem Pallast des Nero.

Rom, den 20. September.

Volksaberglaube.

Es ist merkwürdig, daß unter diesem heitern Himmel die Ideen von Hexen, Gespenstern, Geistererscheinungen u. s. w. selbst bey dem gemeinsten Volke, dessen Einbildungskraft doch so sehr mit religiösen Schreckbildern angefüllt ist, nicht haben empor kommen können.

Die italiänischen Volkslieder haben nicht das mindeste Aehnliche mit den Balladen der nordischen Völker, wo die Erscheinungen von Geistern der Verstorbenen und andere schreckenvolle Gegenstände immer ein Lieblingsthema sind, um welches die Phantasie sich drehet.

Hier hingegen athmet alles Lebenslust, und Ruhe, und frohen Genuß der fliehenden Tage; selbst die Legenden der Heiligen und die biblischen Geschichten, welche das Volk auf den Strassen singt, legen ihren feyerlichen Ernst ab, und sind häufig mit naiven und launichten Einfällen durchwebt.

Ein Hexenlied, das wir einmal von einem Buben in Rom auf der Straße singen hörten, fiel

uns deswegen sehr auf, weil man dergleichen Lieder hier gar nicht zu hören gewohnt ist. — Das Lied schien auch nordischen Ursprungs zu seyn, und sich hieher verirrt zu haben — es machte hier einen Mißlaut mit allem übrigen, und paßte nicht dazu.

Hier wird freylich auch die Phantasie nicht so, wie bey den nordischen Völkern, durch die Ungemächlichkeiten des Klima und der Witterung aus den Regionen des Lebens hinweggedrängt, sondern sie kann ruhig auf den Gegenständen der wirklichen Welt verweilen, und findet reichen Stoff sich zu beschäftigen.

So wie nun aber die schwarze Suppe, welche die Spartaner essen musten, nach dem Ausdruck eines Sibariten ihnen den Tod wünschenswerth machte, so scheint es auch, als habe das rauhe und unfreundliche nordische Klima seine Bewohner schon im Leben mit ihrer Phantasie zum Grabe hingedrängt, und sie mit den furchtbaren Gegenständen, die man sonst kaum zu denken wagte, vertraut gemacht.

Auch ist es bey dem italiänischen Volke gar nicht Sitte, etwa in einem Kreise dicht beysammen zu sitzen, und sich grausenerweckende Ge-

schichten zu erzählen, welches bey uns noch immer einen Hauptzweig der Vergnügungen des gemeinen Volks ausmacht. — Dazu gehören aber auch die Dünste einer eingeheizten Stube, der Anblick einer düstern halberstickten Flamme auf dem Heerde, der Dampf von schwarzen triefenden Lampen — der heulende Nordwind draußen, und die verschneyte Pforte.

Diejenigen Völker, welche unter einem glücklichern Klima wohnten, suchten von jeher die Ideen des Aufhörens, der Verwesung, des Chaos und der ewigen Nacht, so leise wie möglich zu berühren, und wenn sie dieselben berührten, sie doch immer mit einem mildernden Schleyer zu verdecken. — Der Schwur bey dem Styx war selbst den Göttern furchtbar; Jupiter wagte es nicht, die schnelle Nacht zu betrüben — und als dem Ulysses die Schaaren der Todten aus der Unterwelt erschienen, so wendete er sein Gesicht weg, weil er fürchtete, Proserpine mögte das Haupt der Gorgo emporsteigen lassen, welches durch seinen Anblick die Menschen versteinerte.

Rom, den 24. September.

Gestern haben wir einen jungen Mahler aus Deutschland, August Kirsch, begraben.

Dieser junge hofnungsvolle Mann war aus Dresden gebürtig, und in seinem einundzwanzigsten Jahre nach Rom gereißt, um hier in dem Mittelpunkte der Künste nach den besten Mustern der Alten und Neuern sich zu bilden. Er kam mit Kraft und Muth gerüstet, und es fehlte ihm bei seiner Jugend, seinem Fleiß, und erworbenen Geschicklichkeiten, nicht an schönen Aussichten zu einem glücklichen und ehrenvollen Leben.

Außer seiner Kunst besaß er auch reelle wissenschaftliche und Sprachkenntnisse; las und studierte täglich seinen griechischen Homer, und war mit seinem lateinischen Horaz vertraut. Er fühlte den ganzen Werth der Poesie, und ihren Einfluß auf das Genie des Mahlers; deswegen machte er das Edelste, was die Menschheit in dieser Art hervorbrachte, sich zu eigen, und trug den Geist der Poesie in seine malerischen Kompositionen mit hinüber.

Selten vereinigt sich wohl so viel körperliche Dauerhaftigkeit und Stärke, mit so viel Zartheit

der Empfindung, wie bey ihm; so daß dem natürlichen Laufe nach, sein Körper im Stande gewesen wäre, die heftigsten Anstrengungen des Geistes bis in ein spätes Alter zu übertragen.

Dies gab ihm immer Heiterkeit und frohe Laune, und machte ihn unerschöpflich an naiven Einfällen und Gedanken, so oft er auch nach der angestrengtesten Arbeit in einer Gesellschaft von Freunden sich wieder erholte.

In der Pantomime war er Meister; und man hätte sagen sollen, er sey zum Schauspieler geboren, wenn nicht bey dem wahren Maler menschlicher Geschichten eben dieß Talent in hohem Maaße vorausgesetzt würde, wodurch er im Stande ist, sich selbst in die verschiedensten Situationen, welche er darstellt, zu versetzen.

In der Kunst machte er als Jüngling die Fortschritte eines Mannes, und was seinen Eifer noch vermehrte, war der ehrenvolle Auftrag, welchen er aus seiner Vaterstadt erhielt, für eine ihrer Kirchen ein groẞes Altarblatt zu malen.

Alle seine Wünsche und Gedanken konzentrirten sich nun auf dieß Gemälde, und er nahm keine Rücksicht mehr auf gesellschaftliches Leben und Vergnügen, sondern miethete sich eine Woh-

nung jenseit der Tiber, in der Nachbarschaft des Petersplatzes, wo er wegen der Entfernung des Orts von seinen Freunden und Landsleuten, die, so wie die meisten Fremden, größtentheils im Bezirk des spanischen Platzes wohnen, seltener besucht wurde, und nur noch zuweilen, gleichsam wie ein Fremder, in ihrem Zirkel sich einfand.

Die Gegenden des Vatikans, welche schon Tacitus, wegen ihrer Ungesundheit, infames vaticani regiones nennt, sind noch itzt in den Sommermonaten Einheimischen und Fremden höchst gefährlich. Unser junge Künstler aber war zu sehr mit der Idee seines Bildes beschäftiget, und trauete der Stärke und Dauerhaftigkeit seines Körpers zu viel, als daß er sich durch das Zureden seiner Freunde hätte abhalten lassen, eine Wohnung in dieser Gegend zu miethen, welche Mengs ehemals bewohnt hatte, und die aus einer Anzahl Zimmer von ungeheurer Größe bestand, in denen er zu der Arbeit seines großen Altarblattes hinlänglichen Raum hatte.

Da sein Genie ihm einmahl in die Tiefen der Kunst hatte blicken lassen, so ließ ihm der Gedanke des Vollkommnen keine Rast, und er vergaß sich selbst so sehr über seinem Werke, daß er auf den

schädlichen Einfluß der verpesteten Luft auf seinen Körper nicht achtete, und unaufhörlich die nöthigen Studien zu seinem Gemälde machte, wobey er zum Bossiren der Figur in Thon sich eines italiänischen Künstlers bediente, der in seiner Wohnung arbeitete, und sich ebenfalls durch diesen Aufenthalt eine tödtliche Krankheit zuzog.

Zu seiner unaufhörlichen Anstrengung und seinem Ringen mit der Kunst kam noch eine außerordentliche Zartheit der Empfindung, wodurch seine innern Kräfte sich selbst immer mehr untergruben, als er den Tod seines jüngern Bruders vernahm, den er außerordentlich geliebt hatte. Eben so groß, wie sein Eifer für die Kunst, war seine anhaltende Wehmuth über diesen unerwarteten Todesfall. —

Nun war nichts, was ihn aufheitern konnte; entfernt von Umgang und Gesellschaft; allein in seinen öden Zimmern, sich quälend mit melancholischen Vorstellungen, verlor sein Körper die Widerstehungskraft; die Einflüsse der bösen Luft siegten über seine feste Natur, und er verfiel in ein Fieber, welches ihn gleichsam hämisch angrif, ihm einigemale Hofnung zur Wiederherstellung gab, und zuletzt, da er sich wirklich hergestellt

glaubte, durch einen Rückfall ihn plötzlich dahin raffte; nachdem der Italiäner, welcher ihm die Studien in Thon verfertigte, ebenfalls an einem bösartigen Fieber schon gestorben war.

In seiner Krankheit nahm sich einer seiner Hausgenossen, ein spanischer Geistlicher, Namens Don Ginese, seiner mit solchem Eifer an, ohne nur die mindeste Bekehrungssucht zu äußern, daß der Name dieses Mannes gewiß öffentlich genannt zu werden verdient, da er weiter kein Interesse für den Kranken hatte, als daß er sein Hausgenosse war, und doch Tage und Nächte lang, so viel ihm seine Geschäfte verstatteten, die Dienste eines Krankenwärters bey ihm verrichtete.

Da der Kranke sich nun ziemlich wieder hergestellt glaubte, so machte Don Ginese mit ihm eine kleine Reise nach Kastellmadama, einem Bergstädtchen hinter Tivoli, in der Gegend, wo Horazens Landguth lag, und wo das Einathmen der reinen und gesunden Bergluft die Genesung vollenden sollte, als bald nach ihrer Ankunft ein unvermutheter heftiger Rückfall den jungen starken Mann, binnen drey Tagen, zum Schrecken und Bedauren seiner Freunde, in seinem drey und zwanzigsten Lebensjahre dahinraffte.

Nun hatte Don Ginese ein solches Interesse, daß dieser Ketzer von seinen Landsleuten ehrenvoll möchte begraben werden, daß er sich noch denselben Abend mit dem todten Leichnam in einen Wagen setzte, und ihn so vier deutsche Meilen weit, heimlich in der Nacht von Kastellmadama nach Rom brachte, weil es sonst ungeheure Kosten gemacht haben würde, den todten Körper von dort auszulösen.

Dieser Don Ginese ist auch seitdem von der ganzen deutschen Landsmannschaft geliebt, und jeder grüßt ihn, der ihn nur von ferne sieht.

Bey uns allen aber war der Eindruck, den dieser Todesfall machte, von der Art, daß wir ernsthaft und niedergeschlagen einher gingen, und einer den andern bedeutend ansahe, als ob er sagen wollte: Sind wir besser, als er?

Dazu kam noch, daß gerade zu der Zeit die deutsche Landsmannschaft in Rom sich vorzüglich enge zusammenschloß, und gleichsam eine eigene kleine Republik für sich ausmachte. Man besuchte sich, man kannte sich untereinander, und die Künstler munterten sich wechselsweise durch einen rühmlichen Wetteifer auf.

Was aber einen noch stärkern sinnlichen Eindruck machte, war die Art des Begräbnisses, wozu, bey einem Protestanten in Rom, die Anstalten gleichsam heimlich gemacht, und eine Anzahl Sbirren zur Wache genommen werden müssen, weil man vor der Beleidigung des Pöbels immer noch nicht recht sicher ist.

Der Begräbnißplatz ist in einer ganz abgelegenen Gegend der Stadt Rom, noch innerhalb der Ringmauer, bey der Pyramide des Cestius, welche in den Zeiten der römischen Republik erbauet wurde, und noch unversehrt aus dem grauen Alterthum hervorragt.

In einiger Entfernung ist der Monte testaceo, oder Scherbenberg, welcher wirklich aus den aufgehäuften Scherben der Töpfer, die hier zu den Zeiten der alten Römer wohnten, erwachsen ist, und unter den Hügeln von Rom eine beträchtliche Höhe hat.

Die Gegend um die Pyramide und den Monte testaceo ist eine mit Bäumen bepflanzte grüne Ebene, welche zu Spaziergängen für das römische Volk bestimmt ist, und den Namen führt: i prati del popolo romano, (die Wiesen des römischen

Volkes). — Das ganze Revier ist eingeschlossen, und es führet ein eigener Eingang dazu.

Dicht bey der Pyramide sieht man die Leichensteine einiger Engländer und protestantischen Deutschen, die in Rom gestorben sind; rund umher herrscht entweder die gröste Einsamkeit und Stille, oder fröliches Jauchzen, wenn das Volk sich um und bey dem Monte testacco in Zelten und kühlen Grotten versammelt, um sich hier zu ergötzen, und des Lebens zu genießen.

Diese Gegend ist wegen des seltsamen Kontrastes vielleicht die Einzige in ihrer Art, um den Gedanken an den Tod und an die Vergänglichkeit der Dinge auf eine erhabne Weise zu predigen.

Auch stellt sich die Pyramide, welche schwärzlich und aschgrau, hin und wieder mit grünem Mooß bewachsen, aus einer kleinen Vertiefung an der alten Stadtmauer emporsteigt, äußerst malerisch dar, und wurde von dem jungen Kirsch noch einige Monathe vor seinem Tode gezeichnet, wo er scherzend sagte, er wolle, wenn er stürbe, mit dem Gesicht gegen die Pyramide gekehrt, begraben seyn.

Die Kutschen, welche nun unsern verstorbenen Landsmann begleiten sollten, durften sich erst

bey Bocca della Verita, am Ufer der Tiber, nicht weit vom Aventinischen Berge, wo die Gegenden Roms schon ziemlich öde werden, versammeln.

Ich nebst drey vertrauten Freunden des Verstorbenen, fuhren nach seiner Wohnung bey St. Peter, setzten den schmalen Sarg, so gut es gehen wollte, in eine Kutsche, der wir in einer andern folgten, und brachten so den Leichnam, in der Dunkelheit der Nacht, heimlich durch eine lange Straße, die sich an der Tiber hin durch ganz Trastevere erstreckt. Die Trasteveriner, welche uns begegneten, wunderten sich über den herausstehenden Sarg, sagten aber nichts weiter, als un morto! un morto!

So gelangten wir über die sixtinische Brücke nach Bocca della Verita; wo die übrigen Kutschen mit den Sbirren uns schon erwartet hatten, mit denen wir nun bis an den Eingang zu dem Reviere, wo die Pyramide steht, den Todten begleiteten.

An diesem Eingange aber stiegen wir aus und steckten unsre Fackeln an. — Der Sarg wurde aus dem Wagen gehoben und getragen; wir aber folgten paarweise bis ans Grab, um welches wir

einen

einen Zirkel schlossen, und als der Sarg eingesenkt war, eine kurze Trauerrede von mir gehalten wurde, nach deren Endigung die beyden nächsten Freunde und Landsleute des Verstorbenen die erste Schaufel mit Erde auf den Sarg warfen.

Es hatte sich doch eine Anzahl Volk um uns her versammelt, welche sich aber ruhig verhielten, und während meiner Rede sich nur stritten, ob das, was ich sagte, Englisch oder Deutsch sey? Sie schienen übrigens von der Ernsthaftigkeit und Ordnung, womit wir bey diesem Akt zu Werke giengen, erbauet zu seyn.

In der Ferne muß in dieser einsamen Gegend der Anblick von einer Anzahl Menschen, die mit Fackeln in den Händen, einen Kreis um ein Grab schließen, in der Nähe der halberleuchteten Pyramide und des alten Gemäuers, einen sonderbaren Anblick gemacht haben.

Wir standen noch einige Minuten — der Grabhügel war nun aufgebaut — wir löschten die Fackeln aus — und die Scene verschwand in Nacht.

Rom, den 25. September.

Ich habe versprochen, Sie an einem heitern Tage auf das Dach der Peterskirche zu führen, und Ihnen von da die Herrlichkeit Roms zu zeigen.

Diese prachtvolle Aussicht kann man haben, so oft man will, und die Zinnen dieses Tempels kann man mit großer Bequemlichkeit besteigen; denn es windet sich durch die Kirche ein Gang ohne Stufen bis auf das Dach; dieser Aufgang ist so wenig steil, daß Maulthiere ihn bequem beschreiten können, welche zu der immerwährenden Arbeit der Bauleute an diesem Tempel die Lasten hinauftragen.

Für den Aermsten steht diese glänzende Aussicht offen; denn der Aufseher darf für die Eröffnung der Thür zum Aufsteigen auf die Peterskuppel schlechterdings nichts annehmen, wenn es ihm auch angeboten wird; und damit jedermann dieß wisse, so ist es in verschiedenen Inschriften an den Wänden der Treppe ausdrücklich gesagt.

Wenn man oben auf das platte Dach der Peterskirche hinaustritt, so kömmt es einem nicht anders vor, als ob man sich auf ebenem Boden, in irgend einer sonderbar gebauten orientalischen

Stadt befinde, die mit großen und kleinen Tempeln geziert ist, und in deren Straßen man arbeitende Menschen siehet.

Das flache Dach, was in der Mitte über das Gewölbe gebaut ist, sieht aus wie eine ungeheure Ziegelhütte.

Die große Kuppel ragt wie ein Pantheon hervor; und weil sie von außen ihren besondern Eingang und Thüren hat, so sieht sie völlig aus wie ein Gebäude, das an und für sich ein Ganzes ausmacht, und auf ebenem Boden ruht.

Die beiden kleinen Kuppeln an den Seiten haben auch auf diesem Dache ihre besondern Eingänge und Thüren, und sind schon von der Größe beträchtlicher Kirchen in Rom. —

Nun ragt noch von jeder kleinen Kapelle eine besondere Kuppel aus einer umgebenden Vertiefung hervor, so daß diese luftige Stadt halb unterirdisch scheint.

Die Arbeiter hier oben haben sich kleine bretterne Häuser zusammengeschlagen, worin sie essen nnd schlafen, so daß diese sonderbare Stadt auch nicht unbevölkert ist.

Jetzt wird grade an den Verzierungen zu den neuen Zifferblättern gearbeitet, die der Pabst von

den Mosaikarbeitern verfertigen läßt, um diesem sinkenden Kunstzweig dadurch aufzuhelfen.

Der eine von den päbstlichen Schlüsseln, aus Sandstein gehauen, ist von Mannes Höhe und Dicke.

Die zwölf Apostel auf dem Geländer über der Stirnwand sind in verhältnißmäßiger Riesengröße von plumper und häßlicher Arbeit.

Wenn man an das Geländer dieses platten Daches tritt, so erinnert man sich erst wieder, daß man sich nicht auf ebenem Boden in einer Stadt, sondern hoch in der Luft auf dem Gipfel eines Gebäudes befindet.

Nun steigt man die eine kleine Treppe zu der Aussenseite der Kuppel hinauf, und geht auf und unter den architektonischen Zierrathen rund umher, wie eine Fliege an der Wand, spatzieren; denn die zierlichen Säulchen an der Kuppel bilden hier oben weite Gänge, wie Ehrenbogen, unter denen sich Menschen von ferne einander begegnen.

Man geht nun durch ein Thürchen in das Innere der Kuppel, und steigt wie zwischen Kern und Schale, eine breite Treppe hinauf, die sich von unten über die Wölbung hinüber biegt, so

daß sie in der Mitte überhängt, und man im Steigen sich anklammern muß.

Nun steigt man auf das Geländer, das die Laterne umgiebt, und steht auf dem Gipfel der Riesenkuppel, die mit ihren ungeheuren Reifen sich hier zusammenkrümmt, und ihre erhabene Krone bildet.

Von diesem Geländer sieht man wieder, über den Bauch der Kuppel, auf das Dach der Kirche, wie auf eine luftige Ebne hinab, und die Riesenapostel scheinen von hier wieder eben so klein, als wenn man von unten hinaufblickt.

Von diesem Geländer sieht Rom seinem Grundriß am ähnlichsten. Man blickt von diesem Gipfel, wie in eine Pygmäenstadt hinunter. Roms sieben Hügel senken sich und verschwinden in Nichts gegen dieß gewölbte Gebirge, auf dem man steht.

Durch das bebaute Marsfeld schlängelt sich die Tiber — Am Fuße des Janikulus strömt sie her — Der Monte Mario mit seinem dunkeln Cypressenwalde thürmt sich an ihrem Ufer — Eine Allee bezeichnet auf der Ebne eine Linie bis an den Pons Milvius. —

Hier dicht zu meinen Füßen blicke ich in das dunkle Boſket von dem Vatikaniſchen Garten, und mit den Farben des Regenbogens ſteigt die dumpfrauſchende Fontäne aus dem ſchwarzen Schatten.

Dort über die Villa Pamphili blicke ich über Gärten und Hügel tief ins Meer hinein, und ſehe in der Ferne ein weißes Seegel ſchimmern.

Der Petersplatz rundet ſich zu meinen Füßen — Die Säulen ſtellen ſich wie Pünktchen — Die ſchnellſten Räder, die über dem Platz hinrollen, ſcheinen ſich nur langſam und leiſe zu bewegen. —

Die Engelsburg und die Engelsbrücke ſtellen ſich wie auf einem Kupferſtich von Piraneſe dar — und alles ſieht von dieſer Höhe ſo ſchön und rein⸗lich aus, weil aller niedrer Staub und Schmutz vor dieſem Blick verſchwindet.

Von dieſer Höhe beherrſcht das Auge die halbe Breite der Halbinſel, auf der man ſteht, vom Meere bis an die Berge, die ſich in ihrer Mitte thürmen, und ihre Länge durchſchneiden.

Ich blicke hier tief in das Gebirge, an deſſen Eingange Tivoli, wie ein weißer Streifen liegt. — Die Tuſkulaniſchen Hügel, auf denen Fraſkati ſich ausbreitet, ſenken ſich gegen die Apenninen,

welche wie ein furchtbares Gewölke dahinter em- porsteigen. — Der einsame Sorakte, der nur hoch steht, weil er allein steht, bezeichnet mir den Weg nach Norden zu.

Ich habe nun nichts weiter, als den Knopf über mir, in dessen hohlen Bauch ich hinauf- steige, und indem ich darin herumwandle, das Auge frage: ob es derselbe sey, den es von unten erblickt hat? —

Zu dem Kreutze auf dem Knopfe ist es gefahr- voll hinaufzusteigen; demohngeachtet giebt es Wa- gehälse, welche diese luftige Reise machen, und auf einer überhängenden Leiter den runden Knopf hinaufklettern, bis sie das Kreutz mit den Hän- den fassen, und triumphirend davon hinunter- blicken.

Auch darf bei der Illumination der Kuppel, derjenige, welcher das Kreutz erleuchtet, keine Anfälle vom Schwindel haben, um unbefangen und mit kaltem Blute in dieser fremden Luftregion die Lampen anzuzünden, die mit den Sternen wetteifern sollen. — Auf jeden Fall beichtet er vorher und nimmt das Sakrament, wenn etwa in diesem frommen Berufe sein Verhängniß ihn treffen sollte.

Ich steige nun wieder herab, und begebe mich inwendig in die Spitze der Kuppel, auf ein kleines Geländer, wo aus dem höchsten Gipfel der Wölbung das Antlitz des musaischen Gottvaters, von allen Heiligen und Engeln umgeben, in dem Abgrund des ihm erbauten Heiligthums hinunterblickt.

Der Blick von dieser schwindelnden Höhe, fällt in die dunkle Tiefe grade auf die hundert Lampen, welche um das Grab des ersten Apostels immerwährend brennen.

Wenn man hier herabschaut, so wird einem der Gedanke lebhaft, daß man sich nun in dem Gipfel von dem ersten Gebäude der Welt befindet, und daß es nichts Größeres, von Menschenhänden Hervorgebrachtes, auf diesem ganzen Erdball giebt.

Rom, den 26. Sept.

Mein Freund, der junge Mahler Makko, hat zu seinem ersten Probestück Venus und Adonis im Bilde dargestellt.

Wollte die Mahlerei diesen Gegenstand lebhafter, als es die Dichtung kann, vors Auge stellen; so konnte sie nicht leicht einen rührendern Moment wählen, als den, wo bei dem kühnen Jüngling die Zärtlichkeit mit seinem unbezwinglichen Muth zum leztenmal im Kampfe, den einen Fuß noch zaudernd verweilen läßt, und seinen Blick voll Liebe noch einmal auf die warnende Göttin heftet, die sitzend seine Rechte an ihren Busen drückt, während daß seine Linke, mit dem langen Speer bewafnet, schon vorwärts strebt, und seine Hunde auf seinem Wink zu folgen, um ihn stehen. —

Die liebende Göttin geht in diesem Augenblick in das zärtliche Weib, und der muthvolle Jüngling zum Gott hinüber, weil sein Muth den Liebkosungen einer Göttin selbst unbesiegbar bleibt. —

Allein in diesem Augenblick schwebt sein Verhängniß auch schon über ihm. —

Der Zahn des Ebers ist schon gewetzt, um seine weiße Hüfte mit dem purpurnen Blute zu färben.

Schon blüht die Anemone auf seinem Grabe — und dieser Moment des Scheidens, den die Kunst gewählt hat, ist der letzte süße und glückliche seines Lebens. — —

Rom, den 28. Sept.

Minerva.

Auf demselben Fleck, in der Gegend des Pantheons, wo einst ein Tempel der Minerva stand, ist jetzt eine Kirche und Kloster für die Dominikaner gebaut.

Die Kirche ist der heiligen Jungfrau Maria geweiht, und weil sie auf dem ehemaligen Grund und Boden von Minervens Tempel steht, so heißt sie Maria sopra Minerva.

Obgleich im Besitz der Dominikanermönche, ist demohngeachtet hier noch Minervens Heiligthum; dieß ist nehmlich die von dem Kardinal Casanatta gestiftete Bibliothek in dem Kloster, welche täglich Vor- und Nachmittags für jedermann eröfnet ist.

Wie manchen Tag, wie manche Stunde habe ich in diesem reizenden Büchersaale mit Nutzen und Vergnügen zugebracht! Es ist ein erfreuender Anblick, wenn man hier unter Abbaten und Doktoren auch zuweilen den Handwerksmann mit der Schürze sitzen und lesen siehet; denn niemanden, auch nicht dem Geringsten, ist der Zutritt zu diesem Heiligthum der Musen versagt.

Der Saal ist ein länglichtes Viereck, in welchem eine Gallerie rund umher geht, damit zu den hochstehenden Büchern keine Leiter angesetzt werden darf, auf der man erst mit Lebensgefahr zu diesen Schätzen der Weisheit wie zu einer verbotenen Frucht heraufklettern müßte.

Rund umher sind bequeme Tische für die Lesenden, worauf man die benöthigten Schreibmaterialien zum Excerpiren findet, und an welchen eine große Anzahl Menschen Platz haben.

Wenn es in dem Saale noch so voll ist, so herrscht doch eine tiefe Stille, weil die Gesetze jede Störung durch Geräusch und Geschwätz verbieten.

Zwei Dominikanermönche, wovon an beiden Seiten des Eingangs einer sitzt, führen die immerwährende Aufsicht. Dieß sind ein paar Greise mit sehr ernstem und strengem Blick; wenn man aber mit ihnen spricht, sind sie leutseliger und freundlicher als man glaubt.

Verbotene Bücher sind nur dem Römischkatholischen versagt; einem Protestanten wird nichts verweigert.

Ich verlangte einst den Machiavell; der dienende Mönch verwieß mich an den ernsten Aufseher;

non si da! erwiederte dieser auf mein Ansuchen; ich wiederhohlte meine Bitte, mit dem Zusatz, daß ich ein Fremder und Protestant sey; und mein Verlangen wurde mir sogleich gewährt.

Die beiden alten Dominikanerväter machen einen ehrwürdigen Anblick, wenn man in die Bibliothek tritt; man findet sie immer lesend, und es sollen wirklich in ihrer Art ein paar gelehrte Männer seyn. Auch sind sie beide hager und blaß, und haben kein feistes Mönchsansehen.

Die aufwartenden Brüder hingegen, deren beständig viere beschäftigt sind, die verlangten Bücher herbeyzuhohlen und wieder wegzustellen, tragen das Gepräge von ihrer einförmigen, den Geist nicht ermüdenden, und den Körper nicht auszehrenden Beschäftigung, in ihrem vollen blühenden Antlitz.

Es ist erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit und Ordnung man hier bedient wird; bei dem Katalog ist Dinte und Feder; man schreibt bloß die Nummer des verlangten Buches auf ein Zetelchen, und giebt dieß einem der vier aufwartenden Mönche, welche, wenn es kein verbotenes Buch ist, keinen Augenblick säumen dürfen.

Die Bildsäule des Stifters dieser Bibliothek, von Le Gros verfertigt, steht im Hintergrunde, und erweckt die Idee, als ob der verewigte Menschenfreund sich noch immer seines Werks erfreue.

Da die Gemeinnützigkeit der Hauptzweck dieser Büchersammlung ist, so wird bei ihrer Vermehrung nicht sowohl auf die Seltenheit als vielmehr auf die Nützlichkeit der Werke Rücksicht genommen, und dahin gesehen, daß nichts fehle, was zur Vollständigkeit eines lehrreichen Bücherschatzes gehört.

In der Kirche Sopra Minerva steht die berühmte Christusbildsäule von Michel Angelo, welche wohl die einzige in ihrer Art ist, weil sie den Weltheiland, ob er gleich die Leidenswerkzeuge in Händen hält, dennoch in männlicher Kraft und Schönheit, und fast herkulisch darstellt.

Der eine Fuß dieser Bildsäule ist mit Goldblech überzogen, weil die inbrünstige Andacht von vielen Tausenden den harten Marmor weggeküßt hatte. In einem todten Christus von Hannibal Carracci herrscht ein ähnlicher Character, wie in dieser Bildsäule. Auch ist in den Gemählden des Michel Angelo die Figur Christi immer mehr kraftvoll, als leidend dargestellt.

Rom, den 29. Sept.

Ich führe Sie nun in das zweite Zimmer des Kapitolinischen Museums. —

Eine der schönsten Zierden dieses Zimmers sind drei kleine Altäre, die im Hafen von Antium gefunden sind.

In der Mitte eines jeden ist ein Schiffsschnabel; über dem Schiffsschnabel auf dem ersten ist ein Neptun abgebildet, welcher mit der Rechten einen Delphin, und in der Linken einen Dreizack hält, mit der Inschrift: ara Neptuni.

Auf dem zweiten ist über dem Schiffsschnabel eine Barke, welche mit aufgeschwellten Seegeln und günstigem Winde fährt; die Inschrift heißt: ara tranquillitatis.

Auf dem dritten sieht man den Aeolus mit aufgeblasenen Backen, und die Inschrift heißt: ara ventorum.

Diese drei Altäre sind ein deutliches Merkmal, wie die Religionsbegriffe der Alten sich unmittelbar an die leblose Natur anschlossen, und wie sie die Meeresfluthen, und Wind und Stürme durch unmittelbare Verehrung sich geneigt zu machen suchten.

Eine sitzende Alte, die eine Vase mit Epheu umwunden zwischen den Knieen hält, und, wie vom Wein berauscht, mit wildem Blick in die Höhe starrt, ist das wahre Bild einer Mänade, und eins der merkwürdigsten Stücke in diesem Zimmer.

Eine Bildsäule über Lebensgröße stellt den Herkules dar, wie er in der Rechten eine Fackel hält, womit er die Köpfe der Hydra abbrennt, von welcher schon einige zu seinen Füßen liegen; von dieser Bildsäule hat dieß Zimmer seinen Nahmen.

Die Inschriften an den Wänden benennen mehrere geistliche, militärische und obrigkeitliche Würden der alten Römer, und gewähren dem wirklichen Auge einen Blick in ihre Verfassung, ihre Sitten und Gebräuche.

In dem großen Saale, der nun folgt, sind den beiden Päbsten, Innocentius dem Zehnten und Clemens dem Zwölften, metallene Statüen von dem modernen römischen Senat errichtet; dem erstern, weil er die beiden Seitenflügel des heutigen Kapitoliums bauen ließ, und dem letztern, weil er die Sammlung von Alterthümern in dem kapitolinischen Museum zuerst veranstaltet hat.

Die

Die Bildsäulen der Päbste mit den reichen steifen Gewändern und dreifachen Kronen, nehmen sich unter den Antiken sehr sonderbar aus. Man kann wohl sagen, daß es keine einzige schöne Bildsäule irgend eines Pabstes giebt, weil schon der ganze äußere Schmuck, der die päbstliche Würde bezeichnet, nicht für die Bronze und den Marmor paßt.

In der Mitte dieses Saales erblickt man den sterbenden Fechter, mit einem Knie auf die Erde gestützt, das Gesicht und den rechten Arm emporgerichtet, als wenn er noch sterbend sich gegen den Feind vertheidigen wollte, während daß in dem Antlitz schon die Züge der Verzweiflung und des letzten sich annähernden Augenblicks zu lesen sind. So ist hier das Ermatten des Todes, das Hinsinken aller Kräfte, und die Erschlaffung aller Fibern dem harten Marmor eingedrückt, welcher, je länger man ihn betrachtet, das Auge bis zu Thränen rührt.

Dicht hier neben steht, melancholisch niederblickend, der schöne Antinous, den man in der Villa des Hadrians fand, und der ein Meisterstück der griechischen Kunst ist. Schöner konnten sich Ernst und Tiefsinn mit der jugendlichen Weich-

heit nie vermählen, als in diesem holden Antlitz, das, von der Wolke des Traurens überschattet, sich in dem trüben See des stürmischen Lebens spiegelt, und still weissagend, das über dem Haupte schwebende Verhängniß ahndet.

Von dem großen Saale tritt man in das sogenannte Philosophenzimmer, wo sich eine Sammlung von Büsten der berühmtesten griechischen und römischen Schriftsteller aus den verschiedensten Zeiten, in einem so kleinen Raume zusammenfindet, der nun die Geschichte des menschlichen Wissens und Denkens von Jahrhunderten, in den wechselnden Zügen des menschlichen Antlitzes umfaßt, worin die Spur des allesbeseelenden Geistes sich auf mannichfaltige Weise abdrückt.

Man überzeugt sich immer mehr, daß der höchste Gipfel der menschlichen Bildung, die bildende Kunst selber ist, die den Blick des Menschen durch die Oberfläche seines Wesens auf sein inneres Selbst zurücklenkt, und auch, so wie hier, die schwindenden Züge aufbewahrt, die sonst, durch den Strom der Zeiten hinweggewischt, in der überlebenden und neuaufkeimenden Welt keine Spur zurücklassen.

Da nun diese Büsten selber die verschiedenen Zeitpunkte der Kunst bezeichnen, in denen sie ihren lebenden Mustern nachgebildet wurden, so sind sie gleichsam das aufgeschlagene Buch der Vorzeit. Und wenn man mit Plutarchs Biographien in diesem Zimmer wandelt, so ist es, als ob man in einen Spiegel blickte, wo alle die leblosen Gestalten beseelt, und der Buchstabe lebendig wird. —

Aus dem Philosophenzimmer tritt man in das Kaiserzimmer, wo vom Julius Cäsar bis auf Julian, diese Beherrscher der Welt in einer Reihe friedlich zusammenstehen. —

Diese Sammlung ist vorzüglich, ihrer großen Vollständigkeit wegen, merkwürdig und schätzbar, weil auch diejenigen unter den Kaisern nicht fehlen, deren Bildsäulen nach ihrem Tode vom Volke zertrümmert wurden, und wo nur irgend eine sich noch aus dem Schiffbruch rettete, die nun ihrer Seltenheit wegen, wo man sie findet, mit Golde aufgewogen wird, wie z. B. die des Kommodus u. s. w.

Den Sueton in diesem Zimmer zu lesen, erweckt eine sonderbare Empfindung, wenn man in

Gedanken einen Zeitraum zurückgelegt, und alles das nun nebeneinander auf einmal sieht, was damals erst langsam mit dem Schneckengange der Zeit aufeinander folgte.

Und wie diejenigen, welche einander im Leben zu verdrängen suchten, und mit verbitterten Heeren gegen einander giengen, um über die Herrschaft der Welt, als den höchsten Preis des Sieges, zu kämpfen, nun in Eintracht und Frieden neben- einander stehen. —

Einen besonders schönen Anblick machen die Büsten des Vespasian und Titus, die sich anse- hen, als ob sie miteinander reden wollten, und wo man die Worte des Titus zu hören glaubt: veni, pater, veni! da bin ich, lieber Vater! als dieser gegen seinen Sohn einen Verdacht ge- faßt hatte, daß er sich gegen den Vater empören möchte, und Titus nun mit der größten Schnel- ligkeit, über Meer und Länder eilte, um seinem Vater den unverdienten Argwohn zu benehmen, und ihn wegen seiner Besorgnisse zu beruhigen, welches er denn mit den Worten that: veni, pater, veni!

Man wird mit den Gesichtsbildungen dieser ausgezeichneten und merkwürdigen Menschen, die man hier auf Münzen, Gemmen und Basreliefs so oft vervielfältigt wiederfindet, nach und nach so vertraut, wie mit den Gesichtszügen lebender Menschen. —

Rom, den 2. Oktober.

Giostra.

Ich muß Ihnen doch eine Idee von dem römischen Stiergefecht oder Giostra zu geben suchen, welches im Kleinen eine Nachahmung des spanischen ist, und wobei die Akteurs auch Spanier sind.

Das stille Grabmal des Augustus an der Tiber, muß jetzt diesem eben so grausamen als abgeschmackten Spiele zum Schauplatz dienen, woran der römische Pöbel sich ergötzt, während daß die Manen der Vorwelt über diesem entweihten Heiligthume zu trauren scheinen.

Von dem Grabmal des Augustus steht noch die unterste Einfassung der runden Mauer. In diesem Gemäuer ist ein bretternes Amphitheater für die Zuschauer errichtet, und in der Mitte ist der Kampfplatz für die losgelassenen Stiere.

Das Ganze dieses grausamen Possenspiels besteht darin, daß fünf oder sechs Personen zu Fuße, die man aus Spanien dazu verschrieben hat, den Stier auf alle Weise zu necken suchen, und ihre Bravour dadurch zeigen, daß sie ihm so nahe wie möglich kommen, bis er sie beinahe mit den Hörnern erreichen kann; dann retten sie sich auf ein

bretternes Gerüste, das in dem Schauplatze zu den Füßen der Zuschauer rings umherläuft, und derjenige trägt dann den Preis davon und erwirbt sich das Zujauchzen des Volks, der sich am kühnsten der Gefahr aussetzt; wer aber zu früh entflieht und auf dem Brettergerüste Schutz sucht, den verfolgen Zischen und Hohngelächter.

Ein alter Spanier ist der erfahrenste und dreusteste unter allen. Er faßt mit kaltem Blute das Horn des wüthenden Stiers, und weis seinen schrecklichsten Stößen mit den geschicktesten Wendungen auszuweichen. Um die Wuth des Stiers zu reizen, wird ihm ein rother Mantel vorgehalten, und wenn er nahe kömmt, ihm über den Kopf geworfen.

Zur Ehre des Volks muß man aber doch auch sagen, daß wenn einer von diesen Bravos sich in zu augenscheinliche Gefahr begiebt, alles mit Theilnehmung und Schrecken ausruft: rettet euch! rettet euch!

Was diesem Spiele wieder ein komisches Ansehen giebt, ist in der Mitte des Kampfplatzes eine Oefnung in dem Boden, aus welchem von Zeit zu Zeit ein Bube hervorragt, der sich in einem länglichten Korbe versteckt, welcher ihm vom

Kopfe bis zu den Füßen reicht, und mit diesem Korbe heraustritt, und umher wandelt, um durch diesen sonderbaren Anblick den Stier zu necken und scheu zu machen.

Wenn nun der Stier wüthend auf ihn los kömmt, so zieht er sich mit den Füßen in seinen Korb zurück, und läßt den ergrimmten Feind wie mit einem Balle mit sich spielen, ohne seine Wuth zu fürchten. —

Wenn aber ein Bufalo losgelassen wird, so hat dieß Spiel ein Ende, und der Knabe muß mit seinem Korbe in die Oefnung flüchten, weil sonst der Büffel auf den Korb knieen, und den Einwohner ohne Verschonen zu Tode drücken würde.

Ueberhaupt ist der Anblick eines wüthenden Bufalo der furchtbarste von allen; man kann sich nichts Tückischeres und Wilderes denken, als den Blick und die Miene dieses feindseligen Geschöpfs, das in öden Sümpfen wandelt, vor dessen Anblick sich die Pferde scheuen, und das gegen alle die übrigen lebenden Wesen erbittert scheint.

Wenn nun der Stier zur Belustigung der Zuschauer eine ziemliche Weile geneckt ist, und dieß Schauspiel anfängt Langeweile zu machen, so ent-

steht von allen Seiten ein Geschrei: cani! cani! (Hunde! Hunde!)

Das heißt, der Stier soll nun mit Hunden gehetzt, und damit diese reizende Lustbarkeit beschlossen werden. Nun werden also statt der Menschen, die vorher das Thier zur Wuth reizten, fünf bis sechs Hunde auf einmal losgelassen, welche die Stelle der Spanier vertreten.

Dem Stier sind die Spitzen der Hörner abgesägt, damit er den Hunden nicht den Bauch aufreisse. Er schleudert sie demohngeachtet hoch in die Luft, und wehrt sie sich eine Zeitlang ab, bis sie seine Ohren packen, und sich so fest einbeißen, daß sie mit aller Gewalt nicht wieder davon losgerissen werden können.

Mit ein paar Hunden an jedem Ohr läuft nun das gequälte Thier brüllend in dem Schauplatz umher, bis auch dieser Anblick den Zuschauern Langeweile macht, und der blutende Stier, der nun seine Rolle ausgespielt hat, hinter die Kulissen des Theaters geführt wird, um seinem Nachfolger Platz zu machen.

Nichts kann in menschlichen Ohren abscheulicher klingen, als dieß Hundegeschrei des blutgierigen Pöbels, womit er seine Mordlust auf einige

Augenblicke zu kühlen sucht; an dem Brüllen des gequälten Geschöpfes seine Ohren, und an dessen angstvollen Verzuckungen, seine Augen weidet.

Der gänzliche Schluß dieser Ergötzlichkeit setzt nun dem Werke noch erst die Krone auf, und ist der Gipfel von grausamer Abgeschmacktheit. —

Auf dem Rücken des letzten Stiers wird nehmlich ein ganzes künstliches Feuerwerk zubereitet, dem er zum beweglichen Gerüste dient; wenn es nun anfängt dunkel zu werden, so wird dieser Stier losgelassen, und das Feuerwerk auf ihm angezündet.

Und nun jauchzt alles Volk, und ergötzt sich an dem entsetzlichen Gebrüll und an den mannichfaltigen Sprüngen des Stiers, den die Gluth auf den Rücken brennt, und den der wiederhohlte Knall des Pulvers immer rasender macht, indeß die Feuerräder um seine Ohren zischen und allenthalben Flammen und Funken um ihn sprühen, bis endlich die tobende Gluth verlischt, der Stier ermattet zu Boden sinkt, und dann der Schleier der Nacht die abscheuliche Scene deckt.

Rom, den 3. Oktober.

Einem sonderbaren Spiele der Knaben sahe ich neulich zu, welches in Ansehung der hiesigen Sitten und Gewohnheiten wirklich karakteristisch ist.

Die Knaben, wie man sie hier gekleidet sieht, völlig schon wie Priester, mit runder Frisur und Mäntelchen und Kragen, wählen einen unter sich durch das Loos, der den Verbrecher vorstellen muß, welcher vor einer Kirchthüre auf der geweihten Schwelle vor der verfolgenden Gerechtigkeit, Schutz sucht.

Die übrigen stellen die Sbirren vor, welche jede Gelegenheit abzupassen suchen, um den Missethäter mit List an einem Orte zu fangen, wo sie Hand an ihn legen dürfen.

Nun bezeichnen sie auf einem Platze mit hingelegten Steinen, wo chiesa (Kirche) und non chiesa (nicht Kirche) ist.

Dieß ist denn eine wahre Nachahmung der Stadt Rom, die man füglich ganz in chiesa und non chiesa eintheilen kann, denn es giebt würklich Gegenden, wo mehr Kirchen als Häuser nebeneinander sind; und die Freudenmädchen in Rom haben fast keine bleibende Stätte, weil sie

immer über hundert Schritte weit von einer Kirche ab wohnen müssen.

Nun müssen sich diejenigen von den Knaben, welche die Sbirren vorstellen, sehr in Acht nehmen, daß sie den Delinquenten nicht auf einem Fleck angreifen, wo chiesa ist, weil sonst derjenige, der den Angrif thut, den Missethäter ablösen, und nun selber dessen Rolle spielen muß.

Der Missethäter aber sucht die Sbirren auf alle Weise zu verspotten, und ihnen durch die geschicktesten Wendungen auszuweichen, indem er von chiesa zu chiesa flieht, und dadurch selbst Veranlassung giebt, daß ihn einer angreift, ehe er darf, und dadurch nach den unverbrüchlichen Gesetzen strafbar wird.

Worüber nun aber natürlicher Weise Streit entsteht, ist der Fleck auf welchem der Flüchtling ergriffen wird, der nun eben mit den Füßen schon den Stein erreicht hat, welcher die chiesa bezeichnet, und also schreit, daß ihm Unrecht geschehen, und der Sbirre, der ihn angegriffen, straffällig sey.

Nun werden die übrigen herbeigerufen, um zu entscheiden; und nun entsteht ein wildes Geschrei durcheinander: e chiesa! non e chiesa! dieß

bricht denn oft in einen offenbaren Krieg der beiden Partheien gegeneinander aus, und das Spiel hat ein Ende.

Aehnliche Auftritte, wie hier im Spiele, sieht man auch häufig in der Würklichkeit, und ich hatte noch vor kurzem den Anblick eines solchen Schauspiels, als ich in die Porta del Popolo kam.

Vor der einen von den beiden Kirchen am Eingange des Corso lag ein Missethäter auf der Schwelle. Er mochte wohl ein wenig aufgestanden und vor der Kirche spazieren gegangen seyn, und auf einmal bemächtigten sich seiner zwei Sbirren, die man nicht kennt, weil sie sich in allerlei Verkleidungen verstecken.

Der Gefangene ließ sich mit den Sbirren in einen Kampf ein, und sie standen mit Messern gegeneinander. Ein Haufen Volks hatte sich umher versammlet, und stritten, ob der Fleck, wo die Sbirren den Gefangenen angegriffen, schon chiesa oder noch nicht chiesa gewesen sey; denn wenn er nur mit einem Fuß auf der Schwelle der Kirchthüre stand, so durften sie ihn schon nichts thun.

Das Volk nimmt aber die Parthei des Geflüchteten, und ist auf die Sbirren im höchsten

Grade erbittert. Das Mitleid gegen die Verbrecher geht so weit, daß man ihnen Betten und Speisen auf die Schwellen der Kirchthüren bringt, wo sie liegen; und der Ausruf: cari peccatori! (lieben Sünder!) den man so oft in Predigten hört, wird hier auch eigentlich werkthätig.

Denn gegen die verstocktesten Bösewichter und vielfachen Mörder, bezeigt man gerade das zärtlichste Mitleid; und es ist nicht der Ermordete, sondern der Mörder, welcher von den Umstehenden bedauert wird und Theilnehmung an seinem Schicksale erweckt.

Rom, den 4. Oktober.

Das Ballonspiel ist hier keine Kleinigkeit; denn das ganze römische Volk nimmt den lebhaftesten Antheil an dem Ausgange dieses Wettkampfes. Es giebt Partheien und Faktionen wie bei den alten Spielen im Cirkus; und der Adel wie das Volk hat jedes seine besondern Lieblinge.

Dicht bei dem Vatikanischen Pallaste schließt ein bretternes Amphitheater den Schauplatz ein. Der Adel, an dessen Spitze der Nepote steht, hat an dem obern Ende eine Loge für sich, die mit einem Netze überzogen ist, damit der große mit Luft gefüllte Ball, wenn er sich auf seiner Bahn verirrt, von der hochansehnlichen Versammlung nicht etwa einem ins Angesicht fliege.

Zwei Partheien, jede mit ihrem Anführer an ihrer Spitze, schlagen nun den Ball einander zu, und ein Knabe thut den Ausruf, wie oft gefehlt und getroffen sey. Wenn der Ball über die Zuschauer weg aus den Grenzen des Platzes fliegt, so ist dieß immer ein Fehler, welcher durch ein lautes fallo! (gefehlt!) von dem Volke gerügt wird. So wie hingegen ein beifallgebendes Zujauchzen den Spieler belohnt, der mit Geschick-

lichkeit und Stärke hoch an dem Vatikanischen Pallast hinauf den Ball empor zu schlagen weiß.

Den Hauptspielern giebt das Volk einen eigenen Nahmen; so heißt jetzt der eine, welcher ein Venetianer ist, gran Villano (der große Bauer), und der andere, welcher ein Römer ist, Romanone (der große Römer).

Der gran Villano ist dießmal der Liebling des Adels, und der Romanone der Liebling des Volks. Wenn der Romanone einen Fehler macht, so bedauert und entschuldigt ihn das Volk. Fehlt aber der gran Villano, so hört es nicht auf zu schreien: fallo! fallo!

Darüber hat sich der Nepote, der den Gran Villano in seine Protektion genommen, schon ein paarmal so geärgert, daß er sich mit dem ganzen römischen Volke gezankt hat.

Und es war wirklich ein äußerst komischer Anblick, wie das ganze Volk immer schrie: fallo! fallo! und der Nepote immer im äußersten Zorn mit den Armen dagegen focht, und doch nichts ausrichten konnte, weil man von dem, was er sprach, kein Wort hörte, und nur seine zornigen Gebehrden sah.

Und weil nun der Nepote überhaupt noch etwas Ländliches in seinem Wesen hat, so machte denn auch das Volk allerlei Anspielungen darauf, daß er seinen Liebling, den Gran Villano, so sehr in Schutz nehme.

Ein solches Ballspiel ist daher äußerst unterhaltend, nicht sowohl des Spiels selber, als vielmehr der Zuschauer wegen, wovon denn einige aus dem Volke auch schon gewissermaßen Aristokraten und auf der Seite des Adels sind, welche mit den andern Wetten anstellen, die freilich nicht sehr ins Große gehen, sondern höchstens einen Skudo, oft auch nur wenige Paul betragen, aber doch das Interesse an dem Spiele außerordentlich vermehren.

Von den spielenden Partheien kann man auch gewiß nicht sagen, daß sie mit dem Spiele spielen; sondern sie nehmen sich der Sache so mit Ernst an, daß sie oft mit einem ordentlichen Jammergeschrei, und per l'amor di dio! einander zu Hülfe rufen, um den Ball in das feindliche Gebiet wieder zurück zu schlagen.

Man ermüdet nicht, einem solchen Spiele drei bis vier Stunden in einem fort zuzusehen.

Es wird von Personen aus allen Ständen be=
sucht, und selbst Kardinäle sehen aus den Fen=
stern und von den Balkons des Vatikanischen
Pallastes mit theilnehmendem Ergötzen auf dieses
interessante Schauspiel herab.

Rom, den 3. Oktober.

Das Operntheater bei Andrea della Valle ist das reizendste, was man sich denken kann. Alles vereinigt sich hier zur angenehmsten Unterhaltung, und es geht niemand leicht aus diesem artigen Schauspiel unbefriedigt weg.

Es ist auch fast die einzige fortdauernde Lustbarkeit der Römer den ganzen Sommer über, deren sie erst seit einigen Jahren genießt: denn sonst durfte, außer der Karnevalszeit, von den vielen Schauspielhäusern in Rom kein einziges eröfnet seyn.

Nun kam man auf den Einfall, sich vom Pabste die Erlaubniß zu einer Kinderkomödie auszubitten, welches denn gewährt wurde. Und weil es immer gebräuchlich ist, daß zwischen den Akten Intermezzos mit Gesang aufgeführt werden, so mußte nun die Kinderkomödie, welche erlaubt war, dem Singespiel welches nicht erlaubt war, und nur als Intermezzo geduldet wurde, zum Freibrief dienen; mit dieser List hat man es durchgesetzt, in dem heiligen Rom außer der Karnevalszeit Operetten aufzuführen.

Die Kinderkomödie, welche zum Vorwande dient, ist gemeiniglich das Abgeschmackteste, was man sich denken kann; und während der Zeit, daß sie zwischen den Akten der Operette gespielt wird, jähnt und schwatzt man, oder verläßt so lange das Schauspielhaus.

Dagegen sind die kleinen Operetten selber äusserst anziehend, sowohl wegen der Erfindung als Ausführung; denn es sind freilich Possen, aber oft die liebenswürdigsten Possen, die man sich denken kann.

Eine solche Lieblingsoperette wird denn auch so oft wiederhohlt, bis sie das Parterre beinahe auswendig weiß, und man gewöhnt sich nach und nach so sehr an das reizende Detail eines solchen Stükkes, und an die einzelnen immerwiederkehrenden Naivitäten der spielenden Personen, daß man die Zeit kaum abwarten kann, bis man dasselbe Stück, das man schon zehnmal gesehen hat, wieder sieht.

Um acht Uhr fängt hier das Schauspiel an, und dauert bis um Mitternacht. Einem wird die Zeit nie lange, weil man immer noch auf irgend ein Chor oder Lieblingsarie hofft, und während der Zeit ungehindert schwatzt und plaudert.

Der alte Guochino ist als Greis noch immer der Liebling des Publikums; er hat so etwas Angenehmes in seiner Stimme und Manieren, und etwas so natürlich Komisches in seinem Wesen, wie man selten findet; wenn er nur auftritt, reizt er oft schon durch seine bloße Stellung und trocknes Mienenspiel zum Lachen; und man ist einmal so an ihn gewöhnt, daß er bei diesem Schauspiel gewiß eine der unentbehrlichsten Personen ist.

Es läßt sich nicht beschreiben, mit welcher Geschicklichkeit und Täuschung die weiblichen Rollen von jungen Kastraten gespielt werden, welche mit ihrer abgelegten Mannheit die ganze Weiblichkeit angezogen zu haben scheinen.

Ein Knabe von ohngefähr sechzehn Jahren ist jetzt der Liebling des römischen Publikums; er ist nichts weniger als hübsch, und seine Stimme ist keine der vorzüglichsten; aber die außerordentliche Naivität in seinem Charakter, und das Unnachahmliche in seinem Spiel, fesselt alle Gemüther, und man muß diesen Knaben liebgewinnen.

Die musikalische Deklamation wird in den kleinen Operetten, welche man hier aufführt, wirklich aufs höchste getrieben, und man kann sagen, daß selbst in dem Gesange die Musik eigentlich ge-

sprochen wird, so wahr und treffend paßt der Ausdruck größtentheils zu den Worten.

In dieser natürlichen und wahren musikalischen Deklamation ist nun der erwähnte Liebling besonders stark, und weiß manchmal in die unbedeutendsten Sachen und in die abgeschmacktesten Possen ein Interesse zu legen, wodurch sie unwiderstehlich anziehend werden, und bei der öftersten Wiederhohlung nicht ermüden.

Ein andrer junger Kastrat, Nahmens Mario, und dieser Liebling, zanken sich in einer der Operetten, als ein paar junge Mädchen, um einen Alten, den sie beide gern in ihr Garn locken wollen; und der Liebling antwortet dem Mario, welcher seiner Nebenbuhlerin Lehren geben will, mit den Worten:

Non faccia tanto la dottorina!

Nur doch nicht so sehr die Hofmeisterin gespielt!

Der steigende Unwille und die spöttische Verachtung, womit diese Worte ausgesprochen werden, ist schon durch die Musik sehr treffend ausgedrückt; wenn man aber nun die musikalische Deklamation dazu nimmt, womit sie hier vorgetragen werden, so ist es, als ob man die Worte zu gleicher

Zeit sprechen und singen hörte, und als ob die trockne Rede unmittelbar klingend geworden wäre.

Dieß Vergnügen ist hier sehr wohlfeil; denn man bezahlt im Parterre nicht mehr als einen Paul, noch nicht vier Groschen nach unserm Gelde; und es werden nicht mehr Personen eingelassen, als Plätze zum Sitzen sind, weswegen auch einige Aufseher bestellt sind, welche darauf sehen müssen, daß niemand mehr als seinen Platz einnimmt, und daß auf jeder Bank gehörig zusammengerückt wird, wenn etwa für eine Person ihr angewiesener Platz fehlt.

Von des Abends um acht Uhr bis um Mitternacht bleibt man nun hier zusammen, wie in einer Konversazion. Die Zuschauer werden mit den spielenden Personen und ihren wiederkehrenden Späßen nach und nach immer bekannter, und Theater und Parterre werden immer vertrauter miteinander. Das Parterre neckt einen seiner Lieblinge, und dieser neckt es wieder, und zankt sich ein Weilchen mit ihm, und dann rückt das Schauspiel weiter fort.

Wem ein Schauspieler besonders gefällt, der ruft ihn ohne Umstände laut bei Nahmen, und giebt ihm gleich öffentlich seinen Beifall zu erken

nen. Kurz, wenn es irgend einen Ort giebt, wo man sich gar keinen Zwang anthut, so ist es hier. Man thut, als ob man in dem Parterre zu Hause wäre, und eben so benehmen sich auch die Personen auf dem Schauplatze.

Nichts Komischeres habe ich noch gesehen, als eine Operette, deren Gegenstand selber die Aufführung einer Operette, und die spielenden Personen: die Sänger, der Komponist, der Dichter, und der Unternehmer des Schauspiels sind, welcher letztere hier der Impressario heißt, und von dem denn auch diese Posse den Nahmen hat.

Der Komponist sitzt am Klavier und phantasirt, während daß die Prima Donna mit dem Impressario über ihre Rolle zankt:

> nel quartetto devo entrar, e non s'ha da riposar!

Die Geschwindigkeit der zankenden Zunge in dem nel quartetto, nel quartetto devo entrar, und das befehlende e non s'ha da riposar! ist durch die musikalische Deklamation meisterhaft ausgedruckt, und der Kastrat, welcher die Prima Donna spielt, ist gerade zu dieser Rolle geschaffen, und weiß die zanksüchtige Schauspielerin nach dem Leben darzustellen.

Der Impressario fängt endlich auch an ungeduldig zu werden, und gleichsam für sich zu sprechen:

matta, matta! maledetta! u. s. w.

Der Komponist wird ärgerlich beim Klaviere, daß er keine Ruhe hat.

Und nun kömmt der Poet dazu und liest sein Stück vor, welches denn aus ganz abscheulichen Abgeschmacktheiten besteht; daß nehmlich Hekuba den Pyrrhus, da er ihren Sohn ermordet hat, einen Murmelthierträger schilt, und wie Pyrrhus, gleich dem Verfasser des Stücks, zuletzt von seinen Gläubigern verfolgt wird, u. s. w.

Von dem Impressario und dessen Frau auf der einen Seite wird ihm ein bravo! zugerufen, und er antwortet mit dem zärtlichsten Dankgefühl: tante grazie! und obligatissimo; während daß auf der andern Seite der Komponist und die Prima Donna auf einmal alles wieder vernichten, indem sie ihm mit der größten Unbarmherzigkeit entgegen singen:

no! non piace a fatto! no! no!

Verzweiflungsvoll reißt dann der unglückliche Dichter ein Blatt aus seinem Manuscripte ent-

zwei, und liest eine folgende Scene, womit es ihm wieder eben so geht.

Die Prima Donna fängt dann an, in einer Arie den Dichter zu belehren, was für eine Rolle er für sie bearbeiten, und wie er die Rolle einrichten soll, und dann schließt sie ihren Unterricht mit folgendem strengen Befehl:

Cosi voi regolatevi
Ed il maestro poi
Farà colla sua musica,
Il pezzo risaltar.

Diese Arie ist wiederum ganz musikalische Deklamation, und das Stolze und Befehlshaberische in dem Charakter der zanksüchtigen Schauspielerin läßt sich gewiß nicht natürlicher und wahrer ausdrücken, als es hier durch die steigenden und fallenden Töne geschehen ist.

Die Aristokratie erstreckt sich hier noch so weit, daß eine Lieblingsarie nicht eher wiederhohlt werden darf, bis der Nepote aus seiner Loge gewinkt hat, wenn das Volk auch noch so laut ancora schreit. Allein das Geschrei pflegt denn freilich nicht eher aufzuhören, bis der Nepote seinen Wink gegeben hat, und er dürfte es wohl nicht

leicht wagen, dem Volke sein Begehren ganz ab-
zuschlagen.

Der eine von den beiden Nepoten des Pabstes ist Kardinal, und den andern hat er zum Herzoge von Nemi gemacht: dieser letztere steht nun während der Regierung Pius des sechsten an der Spitze des römischen Adels, und behauptet allenthalben den ersten Rang.

Nun macht es einen sonderbaren Kontrast, wenn man die beiden Nepoten, den des jetzigen und den des vorigen Pabstes, im Theater zusammen sieht; der eine mit fürstlichem Ansehen sitzt in der ersten Eckloge, und Parterre und Schauspiel hängen von seinem Wink ab, während daß der andre unten im Orchester am Flügel sitzt, und noch immer der demüthige Musikmeister ist, der er unter der Regierung seines großen Onkels Ganganelli war und blieb; denn alles was dieser für ihn that, war, daß er ihm monathlich zwanzig Skudi auszahlen ließ, um seinen Zustand in etwas zu verbessern und zu erleichtern; so weit war Ganganelli von der Erbseuche der Päbste, dem Nepotismus, entfernt.

Rom, den 4. Oktober.

In der kleinen Straße wo ich wohne, wurde gestern Abend das Fest eines Schutzheiligen gefeiert; die Fenster waren erleuchtet, und es wurde, wie gewöhnlich, ein kleines Feuerwerk abgebrannt, woran man hier ein unbeschreibliches Ergötzen findet.

Die Einwohner der Straße und was ihr benachbart ist, gehen dann bis um Mitternacht in diesem Glanze spazieren, und eine allgemeine Heiterkeit scheint sich von dieser Erleuchtung auch auf aller Gesicht und Mienen zu verbreiten. Der Schutzheilige gewährt den Sterblichen, die sein Andenken ehren, wenigstens ein paar frohe Stunden, indem sein Fest gefeiert wird, ohne daß die geselligen Freuden des Lebens dadurch gestört werden.

Ich fragte meine alte Wirthin, die eine gute vernünftige Frau ist, um die Geschichte dieses Heiligen, und um seine Verdienste um die Menschheit; sie rühmte mir denn von ihm, daß er den ganzen Tag über gebettelt, und am Abend das erbettelte Geld unter seine armen Mitbrüder wieder ausgetheilt habe.

Ich fragte sie, ob sie wohl wünschte, daß ihr Sohn, der mit dreißig Skudi monathlicher Einkünfte als Sekretair bei der Annona angestellt ist, auch lieber ein solcher Bettelheiliger wäre, oder ob es nicht viel verdienstlicher und im Grunde Gott wohlgefälliger wäre, daß er fleißig arbeitete, und mit seinem Einkommen seine Familie ernährte?

Wenn man recht darüber nachdächte, erwiederte sie, so käme es einem freilich so vor, aber nachdenken dürfe man nun gerade nicht über dergleichen Sachen. — —

Rom, den 6. Oktober.

Die Villa Borghese.

Könnt' ich Ihnen doch von diesem reizenden Garten eine würdige Beschreibung machen, den sein großmüthiger Besitzer ganz dem Vergnügen des Volks einräumt, und dieses schönen Aufenthalts selber am vollkommensten genießt, indem er von Tausenden genossen wird.

Man geht aus der Porta del Popolo rechts an der alten Stadtmauer hin, von der ein Stück schon seit Jahrhunderten den Einsturz droht, und immer noch unerschüttert steht, ob es gleich den Anschein hat, als ob es in jedem Augenblick zusammenstürzen wollte.

Nur einige Schritte von hier ist der Eingang zu der Villa Borghese, und man steigt zu dem Hügel, worauf sie liegt, eine steinerne Treppe in einem kleinen Vorhause hinauf, aus welchem man auf einen Wald von immergrünenden Eichen tritt, der zu diesem schönen Schauplatze gleichsam die Vorhalle bildet.

Zur rechten Seite durch die Bäume erblickt man einen großen Teich, in dessen Mitte auf einer

Insel dem Gott der Gesundheit ein Tempel erbauet ist, zu welchem man in Kähnen schiffet, von denen Musik ertönet, während daß am Ufer um den See Gesang und Freude herrscht, und von sitzenden und wandelnden Menschen sich schöne Gruppen bilden.

In dem Tempel steht eine antike Bildsäule des Aeskulap, mit dem schlangenumwundenen Stabe, und der Ueberschrift; der sanften Gottheit, welche die Schmerzen lindert.

Den See umschatten balsamisch- duftende Bäume und Stauden, und Bänke und Rasensitze laden den Ermüdeten zum ruhigen Genuß der schönen Gegend, und Freunde zu vertraulichen Gesprächen ein.

Man blickt von dieser Anhöhe nach dem Vatikan, der Peterskirche und dem Janikulus hinüber, und übersieht eine weite Strecke der schönsten Gegend um Rom. Die reine erquickende Luft, welche man hier einathmet, macht einem in jeden Moment die schöne Idee des Besitzers werth, der gerade auf diesem Fleck dem Gott der Gesundheit einen Tempel weihte.

In einem dunkeln Gebüsch, nicht weit vom See, steht ein antiker Marmorsarg, auf welchem

der Sturz des Phaeton abgebildet ist, mit der Unterschrift: Groß wie sein Muth war auch sein Fall. — Ein schönes und bedeutendes Symbol auf dem Sarge eines Jünglings, der im Anfange einer glänzenden Laufbahn vom Tode hinweggeraft wird.

Wenn man nun von dem ersten Hügel ins Thal hinabsteigt, so wandelt man in einem schattigten Lorbeerhaine, bis man den zweiten Hügel hinaufsteigt, der nur von einsamen Pinien beschattet wird.

Ein breiter Fahrweg, der hier durch das Thal den Berg hinaufgeht, giebt diesem Theile der Villa das Ansehen einer freien unumgränzten Gegend, in der man, wie auf einer Reise, wandert, und nicht bloß spatzieren geht.

Ueberhaupt hat der zweite mit einzelnen Pinien bepflanzte Hügel das Ansehen einer Wildniß. — Hier sieht man Heerden von Rehen weiden, die dem Auge das angenehmste Schauspiel darbieten, und auf der einen Seite steht ein einsames Jägerhaus, wodurch das romantische Ansehen dieser Gegend noch vermehrt wird.

Nun steigt man wieder in ein Thal hinunter, wo ein Wasserbassin von majestätischen Eichbäumen

umschattet

umschattet wird, die in der glänzenden Fluth, welche das Bild des Himmels zurückwirft, ihre Wipfel spiegeln.

Dieß einsame melancholische Thal scheint ordentlich dazu gebildet, um zu ernsten Betrachtungen einzuladen, und so oft ich es besucht habe, ist meine Seele dadurch in eine Art von feierlicher Stimmung versetzt worden.

Indem man nun wieder hinaufsteigt, kommt man endlich an die Grenzen der Villa, welche aber durch eine Art von Zaun nur schwach bezeichnet sind; denn die Wiese, welche nun kommt, gehört auch noch dazu, und das Ganze verliert sich unmerklich in der umliegenden Gegend.

Nun führt aber zur rechten Hand eine besondere Pforte erst in den eigentlichen künstlichen Garten der Villa, und zu dem schönen Landhause, in welchem sich eine unschätzbare Sammlung von Antiken befindet.

Lorbeerwälder, Cypressenhaine und schattigte Alleen wechseln in diesem majestätischen Garten miteinander ab; und rauschende Fontänen laden in den einsamen Schatten zu süßem Schlummer ein.

Der Reichthum von Denkmälern des Alterthums erstreckt sich bis in die einsamsten Winkel;

und allenthalben wird man durch eine Bildsäule, durch eine Vase, oder durch ein Stück von erhabener Arbeit überrascht, wodurch man in die vergangnen Zeiten blicket; und auch in dem was die Zeit verstümmelt hat, noch die Ueberreste von dem beseelten Werke des hohen Genius sieht, der jene Zeiten belebte.

Man braucht Tage und Wochen um sich in dem Sammelplatze so vieler Schönheiten nicht mehr wie in einem Labyrinthe zu verlieren, sondern nur erst einigermaßen die Scenen, die man vor Augen hat, auch in seiner Einbildungskraft zu ordnen.

Auf einem Platze, wo man von einem halben Cirkel von Bäumen eingeschlossen wird, ist die Mauer des Gartens durchbrochen; und man blickt auf einmal mitten aus dem Ueberfluß von Kunst und mannichfaltiger Pracht, in die öde einsame Gegend, von welcher der Garten umgeben ist; dieß macht einen äußerst romantischen Kontrast, und auf diesem Fleck hat Göthe seine Iphigenie vollendet.

Das Landhaus des Fürsten Borghese ist schon an seinen äußern Wänden mit antiken Basreliefs überdeckt; dieß ist eine Hauptzierde vieler hiesigen

Pallåste, welche den innern Reichthum von kostbaren Ueberbleibseln des Alterthums schon von außen verkündigt. Denn was inwendig keinen Platz hat, und nicht von der ausgesuchtesten Schönheit ist, damit überkleidet man von außen die Wände; obgleich dieser Ueberfluß selbst, der hier nur zur äußern Zierde dient, im Auslande schon an sich als kostbare Sammlung würde betrachtet werden.

Wenn man sich einem solchen Hause nähert, so lieset man an den Wänden, wie in einem Buche, die Sitten und Gebräuche der Alten. Man sieht ihre Opfer, ihre Tänze, gottesdienstlichen Gebräuche, und ihr öffentliches und häusliches Leben vor sich.

Wenn man in die Vorhalle des Pallastes tritt, so ist das Auffallendste ein antikes Basrelief über der Thüre zum innern Eingange, welches den Kurtius zu Pferde darstellt, wie er sich mit aufgehobenen Händen den unterirdischen Göttern weiht, und mit der rührenden Gebehrde der ruhigen Hingebung sich als ein Opfer für sein Vaterland in den Abgrund stürzt.

Ein unsäglicher Reichthum an Porphir und kostbarem Marmor schmückt die innern Zimmer;

der größte Schatz dieses Hauses aber ist der sogenannte Borghesische Fechter, eine der vollkommensten Bildsäulen aus dem ganzen Alterthum, welche zugleich mit dem Apollo in Belvedere zu Antium gefunden wurde.

Man liest den Nahmen des Künstlers Agasias von Ephesus daran; Winkelmann hält sie für die älteste von den antiken Bildsäulen, die jetzt in Rom sind.

Man wird nicht müde, dieß Meisterwerk der griechischen Kunst zu betrachten; und so wie man um dasselbe umher geht, bieten sich immer neue Gesichtspunkte dar, woraus die Arbeit des Künstlers in einem immer noch bewundernswürdigern Lichte erscheint.

Ich sah diese Bildsäule einst mit einem Anatomiker aus Berlin, der durch die kunstreiche Oberfläche sie gleichsam bis in den innersten Körperbau durchschaute, und keinen Muskel fand, der nicht von dem tiefsten anatomischen Studium des Künstlers zeigte.

Alle Muskeln sind angespannt; der eine Fuß und Arm strebt vorwärts, während der andre rückwärts flieht; es scheint als ob die Hälfte des Körpers mit eben der Gewalt zum Angreiffen

vorwärts gezogen wird, womit die andre fliehend dem feindlichen Angriffe ausweicht. Muth und Vorsicht, Behutsamkeit und Standhaftigkeit scheinen wechselsweise das ganze Spiel der Muskeln zu bewegen.

Gegen die Antiken kontrastiren hier ein paar Werke der neuern Bildhauerkunst, die, in ihrer Art, bewundert werden. Dieß ist nehmlich der Schleuderer David, und Apoll und Daphne von Bernini.

Der Jüngling David ist dargestellt, wie er, den Stein gegen den Riesen schleudernd, die Lippen zusammen beißt.

Diese widrige Gebehrde giebt dem Jüngling ein unedles, rohes Ansehen; er sieht eher einem phlegmatischen Tagelöhner ähnlich, der die Axt aufhebt, um Holz zu spalten, als einem jungen Herkules, der den Löwen an seiner Brust erdrückt.

Freilich sind Muskeln und Adern in dem Marmor mit der größten Genauigkeit ausgedrückt; aber eben diese Genauigkeit und Sorgfalt im Kleinen ist es eben, welche macht, daß das Ganze eines solchen Kunstwerks steif und unbeseelt scheint, und daß eine antike Bildsäule von der niedrigsten

Klasse dennoch diesem Hauptwerke der neuern Kunst weit vorzuziehen ist.

Denn das leuchtet bei den Kunstwerken der Alten, auch immer noch aus der mittelmäßigsten Arbeit hervor, daß die einzelnen Theile immer untergeordnet blieben, und jedes mit einem beständigen Blick auf das Ganze bearbeitet wurde.

Der Mangel eines solchen großen Ueberblickes scheint zwischen den alten und neuen Kunstwerken vorzüglich die Grenzscheidung zu machen. Und hier trift das ein, was schon Horaz von einem Künstler sagt, der bis auf den Nagel am Finger auf das sorgfältigste seine Bildsäule ausarbeitete, und dennoch unter seinen Kunstgenossen ewig der letzte blieb, weil er eben über der zu großen Sorgfalt und Genauigkeit bei der Bearbeitung der einzelnen Theile, den Ueberblick des Ganzen verlohr, wodurch ein Kunstwerk allein Charakter und Würde erhält.

Das andere Werk von Bernini, Apoll und Daphne, hat freilich beim ersten Anblick viel reizendes, allein beim längern Anschauen verschwindet die Täuschung, und das Ganze macht einen immer widrigern Eindruck, jemehr man seine Theile miteinander vergleicht.

Der bildende Künstler hat nehmlich grade den Zeitpunkt der Verwandlung gewählt, wo Daphnens Fuß in die Erde wurzelt, und ihre Arme und Finger zu Zweigen und Blättern emporstreben, während daß der Gott sie in seine Arme schließt.

Man kann wohl sagen, daß diese Gruppe von allen jungen Künstlern, als ein abschreckendes Beispiel von einer ganz mißlungenen Idee und unglücklichen Wahl des Gegenstandes betrachtet werden sollte.

Denn schon für die Mahlerei würde der Moment der Verwandlung gerade der unschicklichste seyn, weil sie nicht das allmälige Verwandelt-werden, sondern nur die schon geschehene oder angefangene Verwandlung stillstehend darstellen kann, und also aller Reiz verlohren geht, womit die Dichtkunst den Uebergang der einen Natur in die andere schildert, und gerade durch die Folge der Momente, worin sich diese Veränderung ereignet, und durch das Leben und die Bewegung, welche bei diesem unnatürlichen Wunder herrscht, der Einbildungskraft auf Kosten des Verstandes schmeichelt.

Wenn nun die bildende Kunst dieß nachahmen will, so fehlen ihr gleichsam die Flügel, um sich

mit der Dichtkunst zugleich empor zu schwingen; sie bleibt steif und schwerfällig zurück, und statt allmäliger Uebergänge stellt sie scharf abstechende Gestalten nebeneinander, woraus denn das Horazische Ungeheuer erwächst.

Rom, den 7. Oktober.

Die Familie eines Kaufmanns aus einer deutschen Reichsstadt ist jetzt hier, um die Kunstwerke und Alterthümer zu sehen. — Gestern waren sie im Vatikan gewesen; sie erzählten mir, wie ermüdet sie wären, und freuten sich, daß nun wieder die Arbeit eines Tages überstanden wäre.

Wenn sie mit einer Gallerie oder einer Antikensammlung fertig geworden sind, so trösten sie sich mit dem Ausruf: nun Gottlob, das haben wir auch gesehen! —

Und man kann diese Aeußerung den Leuten wahrlich nicht verdenken, wenn man erwägt, wie oft ihnen der Angstschweiß ausbrechen muß, indem sie tausend Dinge schön finden und bewundern sollen, wozu sie schlechterdings erst den Sinn für das Schöne mitbringen mußten, der doch in ihrer Reichsstadt unmöglich aus seinem Schlummer erwachen konnte, und auch hier in den wenigen Wochen sich nicht aufschließen kann.

Hiezu kommen nun noch die immerwährenden Exklamationen des Cicerone, der seine Bewunderungsformeln auswendig gelernt hat, die so klin-

gen, als ob derjenige nothwendig ein Klotz oder Stein seyn müßte, der dabei unempfindlich bliebe.

Der Cicerone, welcher gewöhnlich mehr in seine schöne Phrasen, als in das Kunstwerk, das er preiset, verliebt ist, fordert denn noch dazu die tiefste Ehrfurcht für seine Orakelsprüche, und wendet verächtlich seinen Blick von jedem, der nicht beim Anblick seines gepriesenen Kunstwerks in Entzückung geräth. —

Nun erfordert aber gewiß in der Welt nichts mehr Anstrengung, als wenn man sich Ehrenhalber zwingen muß, in Entzückung zu gerathen; weswegen man denn auch wohl sagen kann, daß die Betrachtung der Kunstwerke mehr Leiden in der Welt verursacht, als man denken sollte.

Die Menschen quälen sich zum Genuß mit eben der Pein, womit sie Schmerzen dulden müssen; und kein Zustand ist im Grunde unerträglicher, als die zwecklose Anspannung, worin die Affektation einer hohen Empfindung für das Schöne, die Seelenkräfte versetzt, welche dadurch in eine ganz falsche Stimmung gebracht werden, so daß sie die gröbern Vergnügungen verschmähen, ohne im Stande zu seyn, sich durch die feinern schadloß zu halten.

Am besten thut man gewiß, wenn man ohne alles Abarbeiten, sich den Eindrücken ruhig überläßt, und abwartet, bis man von einem Gegenstande unwillkürlich angezogen und von mehrern Seiten dafür interressirt wird.

So viel Achtung muß man freilich immer für die durch Jahrhunderte bewährten Meinungen, gesetzt daß sie auch Vorurtheile wären, haben, daß man dasjenige, was allgemein geschätzt wird, wenigstens seiner Aufmerksamkeit würdig hält, und nicht eher, als nach einer etwas anhaltenden und öfter wiederholten Betrachtung, dem Kunstwerke seinen Werth, oder sich das Gefühl dafür, ganz abspricht.

Denn der Ausspruch, den Nathan der Weise von vorzüglichen Menschen thut, gilt auch von vorzüglichen Kunstwerken:

— Nur das Gemeine verkennt man selten. —

Dann aber erfolgt auch gewiß, was die Antwort auf diesen Ausspruch sagt:

Und das Seltne vergißt man schwerlich!"—

Rom, den 8. Oktober.

Die Paulskirche.

Dieser majestätische einsame Tempel liegt vor der Porta S. Paolo, welches die alte Porta trigemina ist, die von den drei Horaziern, welche aus diesem Thore gegen die drei Kuriazier hinauszogen, den Nahmen führt.

Der Eintritt in die Paulskirche erfüllt gleich im ersten Moment die Seele mit Staunen, welches beim Anblick der Peterskirche erst nach und nach entsteht, wenn die vergleichende Denkkraft der Phantasie zu Hülfe kommt, um in den Verhältnissen dieses großen Ganzen das Ungeheure zu bemerken.

Beim ersten Eintritt in die Paulskirche fühlt man sich auf die sonderbarste Weise überrascht, indem man die höchste Pracht mit der höchsten Einfalt verknüpft sieht; denn achtzig antike Marmorsäulen stützen eine platte hölzerne Decke, die sich über das ganze ungeheure Gebäude hin erstreckt, und mit der Majestät der Säulen, worauf sie ruht, auf die sonderbarste Weise absticht.

Die Kirche ist nach der Peterskirche in Rom die größte, und ganz von gothischer Bauart, welches die melancholische Pracht bei ihrem Anblick noch vermehrt.

Denn die ganze Kirche ist öde und leer; keine Gemählde, keine Zierrath schmückt die Wände dieses ungeheuren Tempels; man blickt zwischen den vier Säulenreihen in die weiten Gänge bis zum Hochaltar hinauf, der sich, wenn man im Eingange steht, in ganz dunkler Perspektive zeigt.

An den Seiten sind keine Altäre; der Fußboden ist uneben wie auf einer Straße; das Licht fällt von oben durch die Scheiben der gothischen Fenster hinein; die ungesunde Luft verscheucht im Sommer die Mönche aus dem Kloster, das zu dieser Kirche gehört; es wird nur selten Gottesdienst darin gehalten, und so wie man keinen Menschen sieht, vernimmt man auch weiter keinen Laut in diesem unermeßlichen Gebäude, als von dem wiederhallenden Fußtritt.

Die achtzig Säulen, welche aus dem Grabmal Hadrians hieher gebracht sind, scheinen noch itzt wie öde und verwaist über den entschwundenen Glanz der Vorzeit zu trauren, und mehr ein

neues Todtendenkmal zu bilden, als einen Tempel zu schmücken.

Oben an der schmalen Wand, die unter dem Dache auf den Säulen ruht, sieht man die Abbildungen von zweihundert und funfzig Päbsten, welche Zahl nehmlich diejenigen in sich begreift, die seit dem fünften Jahrhundert regiert haben. — Dieß ist der einzige traurige Schmuck dieser Kirche, welche dadurch wiederum zu einem erhabenen Mausoleum wird, das auf den Stützen eines Grabmals der glänzenden Vorzeit ruhet.

Von den Abbildungen der Päbste, welche den obern Rand dieses Tempels einfassen, schließt das Brustbild Pius des sechsten den Kreis, und für seines Nachfolgers Konterfei ist kein Platz mehr übrig, wenn nicht ein neuer Kreis beginnt. — —

Ende des zweiten Theils.

